Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 39 (1957)

Heft: 36

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Verkaufspreis 25 Rp. Erscheint jeden Freitag AZ Winterthur, 6. September 1957
36. Jahrgang Nr. 36

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 14.80, halbjährlich Fr. 8.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 17.—. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluss Montag abend

Saffa 1958

Wahl des Saffa-Presse-Chefs
Das «Schweizer Frauenblatt» wird Ausstellungszeitung

BWK. — Zwei wichtige Mitteilungen veranlassen uns, die Saffa 1958 von ihrem bereits angestammten Platz auf unserer dritten Seite für heute nach hier zu verlegen und sie zu Worte kommen zu lassen. Zuerst möchten wir sowohl dem Organisations-Komitee der Saffa 1958, wie dem gewählten Pressechef, Laure E. Wyss, zur erfolgten, unser aller Beifall findenden Wahl herzlich gratulieren. Laure E. Wyss ist Journalistin BR, Vorstandsmitglied des Zürcher Pressvereins, Redaktorin einer wöchentlich erscheinenden Beilage verschiedener schweizerischer Tageszeitungen, freie oder regelmässig verpflichtete Mitarbeiterin weiterer Blätter. Auch das Frauenblatt darf sie zu ihren Mitarbeiterinnen zählen. Laure E. Wyss ist eine beruflich tüchtige, aufgeschlossene, immer spontan hilfsbereite, eine humorbegabte, charmante Kollegin. Wir freuen uns ganz besonders, dass sie es ist, welche die Geschicke der Saffa-Presse lenken wird. Ihre journalistische Tätigkeit begann sie s. Zt. beim Evangelischen Pressedienst in Zürich, um dann vor einigen Jahren mit dem bereits erwähnten, damals neu geschaffenen Redaktorinnenposten betraut zu werden. Den Verlegern der Tageszeitungen «Luzerner Tagblatt», «Aarauer Tagblatt», «Schaffhauser Nachrichten», «Zürichsee-Zeitung» und «Glarner Nachrichten» sei an dieser Stelle für ihre verständnisvolle Bereitschaft, Frau Wyss für die Dauer ihres Engagements im Dienste der SAFFA 1958 zu beurlauben, ein besonderes Kränzlein gewunden und Dank gesagt.

Und nun das «Frauenblatt» als offizielle Ausstellungszeitung! Ein mutiges Unternehmen der Genossenschaft, wie ja die ganze Ausstellung von diesem Mut und der damit eng zusammengehörenden Arbeits- und Einsatzfreude aller Beteiligten leben und gelingen wird! Eine schwere und grosse, aber auch schöne und dankbare Aufgabe für die Redaktion, für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, ebensosehr aber natürlich auch — dies in der Bewältigung der sich stellenden Anforderungen administrativer und technischer Art — für Administration und Verlag, für die Druckerei, für den Metteur, die Typographen, die Annoncen-Regie. Da wir aber von Zuversicht erfüllt sind und die Kraft des uns als Team belebenden Geistes bei jedem Zusammensitzen und Planen von Mal zu Mal schon immer stärker spüren, wissen wir, dass es gelingen wird.

Die Ausstellungszeitung wird in stark vermehrter Auflage, und in vergrössertem Umfang während der Dauer der Ausstellung dreimal wöchentlich erscheinen. Sie wird nicht nur alles Wissens- und Nennenswerte über die Saffa selbst laufend bekanntgeben, sondern auch mit der Ausstellung Hand in Hand über schweizerisches Frauenschaffen und

-streben in Wort und Bild Zeugnis ablegen und so zum wertvoll wichtigen Dokument dieses nun immer näher rückenden Ereignisses werden.

Wir haben bei dieser Gelegenheit ein wenig Rückschau auf das Wirken der Frauenpresse an der Saffa 1928 gehalten und uns sowohl in die von Elisabeth Thommen vortrefflich redigierten sechs Nummern der damaligen offiziellen, bei Büchler & Co., Bern, in Kupfertiefdruck äusserst ansprechend herausgebrachten Zeitschrift «SAFFA», wie in die während der Ausstellung wöchentlich einmal erschienenen Sondernummern des Frauenblattes vertieft. Wir bewundern die Art und Weise, wie diese und andere das Gebiet der Presse berührende Publikationen betreut wurden. Heute — nach dreissig Jahren — schöpfen wir wie aus reichgefüllten Fundgruben noch immer an Werten, an Anregungen und Hinweisen. Namen, die auch heute wieder mit der Saffa in einem Zuge genannt werden, hatten damals schon Gewicht und Klang. Damals Geplantes — wurde inzwischen Wirklichkeit. Andere, die Frauen zutiefst berührende Probleme wiederum — stehen auch heute noch auf der Liste der Forderungen. — Sich hineinlesen in dieses ganze Frauenwerken und -wirken — auf allen Gebieten des Lebens — in unserem Land mit seinen voneinander so verschiedenen Kantonen und ihrer Bevölkerung — wie interessant! Wie aufmunternd und anspornend, wie verpflichtend!

Zum Problem des modernen Strafvollzuges

Wenn an dieser Stelle kürzlich ein Artikel «Moderner Strafvollzug — wohin?» festgestellt hat, dass auch in der Schweiz in den letzten Jahren grosse Wandlungen im Strafvollzug stattgefunden haben, so ist das durchaus richtig. Gerade in der als Beispiel herangezogenen Strafanstalt Regensdorf bemühen sich Regierung und Direktion seit Jahren um die Verwirklichung der humanen Forderungen. Wenn man bedenkt, wie gross die technischen, finanziellen und anderen Schwierigkeiten bei solchen Neuerungen sind, so ist man immer wieder überrascht, wieviel von den modernen Postulaten schon verwirklicht werden konnten. Vor allem hat man bis heute im Rahmen des Möglichen versucht, die menschlich-seelischen Bedürfnisse der Strafgefangenen zu befriedigen. Die Beziehungen zu den Angehörigen der Gefangenen können besser gepflegt werden; im Gefängnis selber ist man bestrebt, den individuellen Fähigkeiten des Gefangenen entsprechende Arbeits- und Schulungsmöglichkeiten zu finden und anderes mehr. Heute stehen wir vor einer grossen baulichen Veränderung in Regensdorf. Es sollen in alle Zellen sanitäre Einrichtungen und bessere Heizungsmöglichkeiten eingebaut und im Frauenhaus die kalten Steinböden durch Holzböden ersetzt werden.

Die Frauenkreise, die sich für grundsätzliche Reformen in den schweizerischen Frauengefängnissen einsetzen, sind sich durchaus bewusst, dass der menschlichen Beziehung im Problem Strafvollzug die erste Stelle eingeräumt werden muss. Immerhin wird auch die Forderung nach besseren sanitären Einrichtungen in den Zellen immer wieder geltend gemacht werden müssen, solange man weiss, dass wir in vielen Frauengefängnissen auch heute noch, im Zeitalter der Hygiene, das berüchtigte «Kübelsystem» vorfinden. Was für eine menschliche Erniedrigung gerade dieser Punkt für eine Frau bedeutet, muss wohl nicht speziell betont werden. Wenn wir uns für solche, scheinbar äusserliche Verbesserungen einsetzen, so geschieht es aus der Erkenntnis heraus, dass der Mensch eine Einheit darstellt und dass seelische und körperliche Bedürfnisse gleichermassen befriedigt werden müssen. Gerade bei Frauen sind äussere und innere Verwahrlosung eng miteinander verbunden. Die Umgebung beeinflusst in entscheidendem Masse ihre Gemütsverfassung. Das zu erkennen ist unsere Sache, auch wenn die gefangene Frau selbst, an einem Tiefpunkt ihres Lebens angelangt, oft nicht in der Lage ist, ihre eigensten Bedürfnisse zu sehen, wie im erwähnten Artikel festgestellt wird. Der zwangsweise Entzug der Freiheit, d. h. der gewohnten Lebensweise, steht derart im Mittelpunkt ihres seelischen Erlebnisses, dass alles andere oft zur scheinbaren Bedeutungslosigkeit herabsinkt.

Hier wirklich zu helfen ist wohl eine der schwierigsten Aufgaben unserer Gesellschaft. Die strafgefangene Frau fühlt sich häufig aus der bestehenden Gesellschaftsordnung ausgestossen, weil sie sich gegen die Gesetze dieser Gesellschaft vergangen hat. Leider sind diese Gefühle des Ausgestossenseins nicht nur subjektiver Art. Noch allzuhäufig entsprechen sie der Tatsache. Der selbstgerechte Ton, mit welchem in der Oeffentlichkeit oft von «Schuld und Sühne» gesprochen wird, erzeugt eine Atmosphäre, die die Rückkehr des Rechtsbrechers in die bürgerliche Gesellschaft ungemein erschwert. Und gerade das spürt der strafgefangene Mensch und lehnt sich dagegen auf, häufig mit Trotz und Verhärtung, selten mit Einsicht. Tatsächlich helfen können wir aber einem solchen Menschen nur mit Vertrauen in seine noch vorhandenen positiven Kräfte. Sind aber diese Frauen wirklich alle ansprechbar auf solche menschlichen Werte? Häufig muss viel Schutt abgeräumt werden, bevor Vertrauen überhaupt Zugang findet. Und gerade hier zeigt es sich, dass äussere Momente, wie Gewöhnung an Ordnung und Reinlichkeit, allmählich auch den Weg zu einer inneren Genesung eröffnen können.

Dass mit den Forderungen des modernen Strafvollzuges die Aufgaben der Anstaltsleitung nicht einfacher werden, versteht sich von selbst. Da ist zum Beispiel der Wunsch nach einer vielseitigen, gut ausgedachten und individuellen Freizeitgestaltung für die Gefangenen. Gerade diese Aufgabe bedeutet eine Belastung für das ohnehin schon stark beanspruchte Personal eines Gefängnisses. Sie muss gut vorbereitet werden, wenn sie Aussicht auf Erfolg haben will, und sie bringt einige Unruhe in das Tagesprogramm. Immerhin stellt sie aber eine der Hauptforderungen des modernen Strafvollzuges dar, denn sie ist neben der Arbeit das wichtigste Erziehungsmittel in der Anstalt. Selbstverständlich sind auch die Stunden der Besinnlichkeit ein wesentlicher Teil des Strafvollzuges. Vor allem die positiven Elemente unter den Gefangenen werden davon Gebrauch machen. Dass diese Stunden der Besinnlichkeit durch die moderne Freizeitgestaltung zu kurz kommen, ist wohl kaum zu befürchten. Denken wir doch an die vielen einsamen Abende, welche die Gefangene allein in ihrer Zelle verbringt. Denken wir daran, dass sie ihr Essen Tag für Tag allein einnimmt. Sie tut es nicht, weil sie das Bedürfnis zum Alleinsein hat, sondern weil wir, das heisst unsere Gesellschaft, sie dazu verurteilen. Das ist ein wesentlicher Unterschied.

Eine der grössten Schwierigkeiten dürfte für die Anstaltsleitung beim heutigen allgemeinen Personalmangel das Finden von geeigneten Mitarbeitern sein, die die richtigen menschlichen Voraussetzungen und eine gute Schulung mitbringen. Häufig melden sich für den Gefängnisdienst Leute, die eigene, ungelöste Probleme in dieser Arbeit abreagieren wollen und damit grossen Schaden innerhalb der Gefängnismauern anrichten können. Wenn wir uns dafür einsetzen, dass sich wieder mehr geeignete Menschen für diese Aufgabe zur Verfügung stellen, so haben wir den Gefangenen selbst den besten Dienst erwiesen und den Ideen des modernen Strafvollzuges einen Schritt weitergeholfen.

Nelly Morell-Vögtli

Präsidentin der Kommission für soziale Fragen des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Gegen Atomrüstung und Krieg

«Die in diesem Sommer in Wien versammelte Konferenz des Internationalen Rates Sozialdemokratischer Frauen hat mit tiefer Besorgnis die Warnungen der Wissenschaftler vor den Gefahren zur Kenntnis genommen, die sich aus den Kernversuchen für die Gesundheit und die Sicherheit der Menschheit ergeben.

Die Konferenz ist sich zwar der Tatsache bewusst, dass die wissenschaftlichen Untersuchungen noch im Gange sind, und dass die Meinungen der Gelehrten über das Ausmass der Gefahr auseinandergehen; trotzdem sind sie überzeugt, dass die Versuche Gefahren mit sich bringen. Keine Regierung hat das Recht, Menschenleben diesem Risiko auszusetzen.

Die Konferenz richtet daher ein dringendes Ersuchen an die in Frage kommenden Regierungen, der Einstellung der Atomversuche zuzustimmen und es als vordringliche Aufgabe anzusehen, sich für ein allumfassendes internationales Abkommen zur Einstellung der Erzeugung von Kernwaffen, mit entsprechenden Bestimmungen zur Ueberwachung und Kontrolle, einzusetzen. Die Konferenz ist der Ansicht, dass die vor kurzem im UN-Unterausschuss für Abrüstungsfragen gemachten Feststellungen eine Gelegenheit für gemeinsame Bemühungen der Regierungen bieten, um ein solches Abkommen als den ersten Schritt zu einer allgemeinen überwachten Abrüstung zu erzielen.

Die Konferenz ist davon überzeugt, dass die Frauen aller Länder, deren Hauptaufgabe der Schutz des menschlichen Lebens ist, wünschen, dass die neuen, durch das Genie und die Erfindungsgabe der Wissenschaftler freigemachten Kräfte nur für solche Zwecke verwendet werden, die das Leben der Menschen bereichern und das materielle Los der Völker überall verbessern. Die Konferenz appelliert deshalb an die Regierungen, ihre Kräfte zur Erreichung dieses Zieles einzusetzen.»

Aufruf an die Frauen der Welt

Auf vielseitigen Wunsch bringen wir hier den Aufruf der deutschen Frauenverbände an die Frauen der Welt, die Einstellung der Atomwaffenversuche betreffend, zum Abdruck. Red.

Uns alle bewegt mit vielen anderen die Sorge um den Bestand des menschlichen Lebens auf der Erde. Die Ergebnisse der Atomforschung haben neue Möglichkeiten in die Hand des Menschen gegeben, die in nie geahntem Masse hilfreich oder zerstörend sein können.

Wir sehen, welche Möglichkeiten zum Wohle der Menschen mit der Atomenergie uns angeboten sind. Wir sehen aber auch, eine wie grosse Gefahr ihre Anwendung für die gesamte Menschheit sein kann. Menschen haben zu entscheiden, ob diese Kraft zum Guten oder zum Bösen angewendet werden wird.

Atomwaffenversuche verseuchen weite Räume und gefährden gegenwärtiges und zukünftiges Leben.

Die wissenschaftlichen Erkenntnisse über das Ausmass der Schädigung und die Möglichkeiten eines ausreichenden Schutzes sind noch unvollkommen.

Wir fordern: Einstellung der Atomwaffenversuche.

Wir fordern: Kontrollierte stufenweise Abrüstung bis zum vereinbarten kontrollierten Verzicht auf alle atomaren Waffen.

Wir fordern: Intensivste Erforschung aller Schutzmöglichkeiten gegenüber schädlichen Strahlen.

Wir fordern: Aeusserste Anstrengung in bezug auf Massnahmen und Einrichtungen zum Schutz der Bevölkerung.

Wir bitten die Frauen aller Länder, ihren Einfluss als Staatsbürger im Sinne dieser Forderungen einzusetzen.

Wir bitten die Regierung unseres Landes, diese Forderungen bei ihren eigenen Massnahmen zu verwirklichen und bei internationalen Verhandlungen zu vertreten.

Bonn, den 28. Juni 1957.

gez. Arbeitsgemeinschaft der katholischen deutschen Frauen
Arbeitsgemeinschaft für Mädchen- und Frauenbildung e. V. (Verband der Lehrerinnen aller Schulgattungen)
Deutsche Angestellten-Gewerkschaft, Gruppe der weiblichen Angestellten
Deutscher Aerztinnenbund e. V.
Deutscher Akademikerinnenbund e. V.
Deutscher Berufsverband d. Sozialarbeiterinnen e. V.
Deutscher Frauenring e. V.
Deutscher Gewerkschaftsbund, Hauptabt. Frauen
Deutscher Hausfrauen-Bund e. V.
Deutscher Landfrauenverband e. V.
Deutscher Verband berufstätiger Frauen e. V.
Evangelische Frauenarbeit in Deutschland
Jüdischer Frauenbund in Deutschland
Staatsbürgerinnen-Verband e. V.
Verband Deutsche Frauenkultur e. V.
Vereinigung weiblicher Juristen und Volkswirte e. V.
Verband der weiblichen Angestellten e. V.
WOMAN — Weltorganisation der Mütter aller Nationen e. V.

Aus «Informationen für die Frau», Bonn

In dieser Nummer lesen Sie:

Wahl des Saffa-Presse-Chefs — Das «Schweizer Frauenblatt» wird Ausstellungszeitung — Zum Problem des modernen Strafvollzuges — Eine interessante Erhebung — Die Frau und die Technik im Haushalt — Warum junges Volk ins Kino geht — Die Frau in der Kunst — Feuilleton

Eine interessante Erhebung

Die englische Frauenbewegung hat kürzlich ein interessantes Ergebnis gewonnen zu dem heute so aktuellen Problem der ausserhäuslichen Berufsarbeit der Mutter und Hausfrau. Ein Fragebogen erfasste die Industrie- und Universitätsstädte, halbländliche Bezirke wie das platte Land und richtete sich nicht nur an Mütter und Hausfrauen, sondern auch an die Lehrerschaft, an Aerzte, Mitglieder der Wohlfahrtsarbeit, der Jugendgerichtshöfe usw. Er enthielt vier Fragen:

Aus welchem Grunde ergreifen die Frauen ausserhäusliche Berufsarbeit?

Welches sind dabei die sozialen Auswirkungen?

Welche Schritte wurden unternommen, diese Frauenarbeit zu fördern oder zu verhindern?

Welches sind die Rückwirkungen auf die Schulleistungen?

Der Umfang des Problems ergibt sich schon aus den Zahlen: ohne Einbeziehung der Witwen waren 1955 in Grossbritannien drei und eine halbe Million, fast die Hälfte aller weiblichen Berufstätigen, verheiratet. Ihre Anzahl steigt ständig, obgleich gerade sehr viel Jugendliche und Schulentlassene bei der gegenwärtigen Vollbeschäftigung in England und der Nachfrage nach weiblichen Arbeitskräften die Konjunktur wahrnehmen.

Ganz überwältigend zeigte sich als Grund für die ausserhäusliche Erwerbsarbeit der Mutter die erhöhte Einnahme: der gestiegene Lebensstandard, bessere Kleidung für die Familie, Spielzeug für die Kinder, ein Fernsehapparat wurden fast durchwegs als Ziel angegeben, es traten hinzu der Wunsch nach etwas eigenem Geld für persönliche Ausgaben und ferner die notwendige Abzahlung der Ausstattung bei den jungen Ehen. Das Sich-einsam-Fühlen tritt kaum als Grund auf.

Zur Frage der Auswirkung wurde als Voraussetzung die Geschicklichkeit und die Organisationsgabe der Mutter, die Hilfsbereitschaft des Gatten, die Beständigkeit der Ehe in den Antworten hervorgehoben. Wo diese Faktoren günstig sind, zeigen sich keine schlechten Auswirkungen. Allgemein waren weder die Häuslichkeit noch die Ernährung der Familie, noch die Kinder vernachlässigt, freilich führe, so wurde häufiger gesagt, die unvermeidliche häusliche Sonntagsarbeit zum Verzicht auf die Pflege geistiger Interessen!

Bei sehr jungen, also noch nicht schulpflichtigen Kindern, fällt das Entbehren der ständigen mütterlichen Fürsorge dagegen ins Gewicht. Kurz, diese Erhebung zeigt im Gesamtergebnis der von so verSeiten kommenden Antworten: Die häusliche Atmosphäre, die Ehe-Harmonie, das Wohl der Kinder hängen weit mehr vom Charakter und den Fähigkeiten der Mutter ab, als von der Tatsache ihrer Berufsarbeit an sich! Wenn ihre Arbeitsstunden mit denen des Schulunterrichts zusammenfallen, gibt es nahezu keine Nachteile.

Ueberwältigend war auch die Uebereinstimmung darin, dass die jugendliche Kriminalität infolge des Fernseins der Mütter keineswegs ansteige. Die Ehegatten zeigten sich überwiegend mit der Erwerbsarbeit ihrer Frauen einverstanden, ja erleichterten sie durch Mithelfen in der Hausarbeit. Auch die Gesundheit der Mutter, so war die allgemeine Meinung, erleide keinen Schaden —, es es sei denn, sie arbeite auf lange Sicht ausser Hause. Weder Regierung noch örtliche Behörden hindern die Mütterarbeit, aber es wird auch nirgends eine öffentliche Hilfe und Unterstützung für sie beabsichtigt.

Die gutgeplante, gehaltvolle warme Schulmahlzeit der Kinder, heute in England an allen Schulen eingeführt, ermöglicht nun als wichtigster Faktor den ausserhäuslichen Beruf der Mutter, deren häusliche Pflichten ja dank der Technik weitgehend erleichtert sind.

Die Schulleistungen der Kinder scheinen nicht zu leiden. Freilich würden, so wurde verschiedentlich betont, die älteren Mädchen häufig überbürdet, indem sie der Mutter zuviel häusliche Arbeit abnehmen müssen, andererseits wurde darauf hingewiesen, dass gerade hierdurch das häusliche Geschick und das Verantwortungsgefühl der Mädchen in durchaus nützlicher Weise beizeiten entwickelt werde!

Die Kinder der berufstätigen Mütter pflegen keine Herumbummler zu werden und auch nicht zu spät zu kommen, eher sind sie vielfach zu früh in der Schule. Was aber geschieht mit ihnen, wenn die Unterrichtszeit vorbei ist, und sie sich selbst überlassen bleiben? Und was geschieht mit ihnen in den Ferien?

Das sind zwei Fragen, die als besonderes Ergebnis jener grossen Untersuchung sich erhoben haben. Wenn die Tätigkeit der Mutter sich zeitlich mit dem Schulunterricht deckt, verschwindet das eine Problem von selber; im übrigen können wir an den Beruf der «Hortnerin» denken, den die deutsche Sozialpolitikerin und Sozialpädagogin Anna von Gierke geschaffen hat: er schult Kräfte für die gemeinschaftliche Ueberwachung der Schulaufgaben und für die Gestaltung der täglichen Freizeit durch Basteln, Spiele, körperliche Betätigung usw.

So bleibt angesichts der neuen, wichtigen Erkenntnis, dass die ausserhäusliche Erwerbsarbeit der Mutter von Kindern im Schulalter keine offenkundigen, sozial schädlichen Wirkungen sichtbar werden lässt, nur die Feriengestaltung als Aufgabe zu lösen. Die Einrichtung von städtischen, privaten, karitativen Vereinen gehörenden Kinder-Erholungsheimen oder die Kinderverschickung in private Einzelfamilien, verfügt hier z. B. in Deutschland schon über sehr viel Erfahrungen, aber wünschen möchte man auch anderseits, dass die gemeinsame Urlaubs- und Ferienzeit die Familien, einschliesslich der Väter, wieder enger zusammenführt, als dies in der heutigen Zeit und in den Grosstädten im allgemeinen möglich ist. *ir.*

(Nach Mitteilungen in den «International Womens News», London).

Das schöne und gute Dampfbügeleisen mit Schaltung

seit vier Jahren erprobt, für nur Fr. 65.—

Keine feuchten Tücher auflegen, kein Verbrennen der Stoffe mehr möglich, kein Bügelglanz, schnelles Bügeln

Zu beziehen bei: **H. Schlatter, Papiermühlestr. 4, Bern**

Ich bestelle ein Dampfbügeleisen zu Fr. 65.—

Name:

Strasse:

Ort:

Der Basler Gelehrte Dr. Müller und ein Dorf im Himalaja

In Grunde wissen wir gar nicht, wie gut es uns geht, in unserer wohlgeordneten westlichen Welt. Von Meineren Bevölkerungsgruppen abgesehen, die durch Umstände besonderer Art nicht am Wohlstand der Nation teilhaben können, haben wir nichts mit den Grundübeln zu schaffen, die in vergangenen Jahrhunderten ganze Völker dahinrafften: Cholera, Pest, Malaria; Dürre, Ueberschwemmungen usw.

Es gibt aber immer noch Gegenden auf unserer so klein gewordenen Erde, wo alle diese Probleme zum Alltag gehören und so gegenwärtig sind wie ehemals bei uns. Wir konnten sie überwinden, ausmerzen — dank der angewandten Wissenschaft von Technik und Medizin; wir alle profitieren von diesen Erfolgen, ganz gleich, ob wir arm oder reich sind.

Aber in vielen Landstrichen Afrikas und Asiens sind immer noch Millionen Menschen diesen Plagen ausgesetzt, vornehmlich kleine Handwerker und Bauern, deren Wirken und Leben sie an den Boden oder Ort kettet — sie können, eben weil sie arm sind, nicht fortzügeln, sie müssen das Unglück über sich ergehen lassen; auch, weil es viel zu wenig Krankenhäuser und Aerzte gibt — weil es in hygienischer Beziehung an allem fehlt.

‚Hunger in China' steht in der Zeitung, die man zum guten Morgenessen liest; ‚Dürre in Indien' — und wir vertun das Wasser kübelweise. Wir müssen uns das Gefühl anerziehen, dass das Wohlergehen in China oder Indien oder in Afrika, wo die Tse-tse-Fliege grosses Unheil anrichtet, auch unser Wohlergehen bedeutet, denn merzen wir diese Plagen aus, helfen wir dem Leben geneigte Menschen schaffen, die sich nicht aus Verzweiflung oder Fatalismus extremen Gruppen in die Arme werfen.

Das Terai-Gebiet im Himalaja ist fruchtbar, und doch lebten die Menschen dort in ständiger Angst: Malaria ist seit Jahrhunderten das Schreckgespenst. Noch 1950 erkrankten von 100 Kindern 77. Man muss sich das vorstellen: da sind zwei junge Menschen, die das Glück hatten, nicht von der Seuche hinweggerafft zu werden, sie haben ihr bescheidenes (für unsere Verhältnisse ach so bescheidenes) Dasein, sie können heiraten. Und das erste Kindlein kommt. Es ist ein Fest — nicht anders als bei uns. Und dann, im zarten Alter, stirbt es an der Plage. Vielleicht auch das zweite oder dritte. Noch vor drei Jahren 77 von 100! An einem einzigen kleinen Punkt auf der Landkarte. Und wieviel Tausende solcher kleinen Punkte gibt es?

Dass man Abhilfe schaffen kann, wussten die Leute von Gadarpur, nur, die Verwirklichung ging über ihre Kraft. Sie wandten sich an die Regierung in Delhi. Und auch das müssen wir uns vergegenwärtigen, welche erregten Diskussionen diesem Schritt vorangingen, denn sagen die Götter nicht, man soll das Unglück dieser Erde ertragen? Welch ein Wandel im Dasein des einfachen Volkes: es gibt Unglück, das überwunden werden muss!

Die Regierung erhörte den Ruf der Dörfler, sie setzte sich mit der Weltgesundheits-Organisation (WHO) und dem Kinderhilfsfonds der UNO (UNICEF) in Verbindung. Dort besass man Mittel, den Tod zu besiegen.

Auf der anderen Seite der Weltkugel, in der Schweizer Stadt Basel, hatte seit Jahren ein Wissenschafter experimentiert, um ein wirksames Mittel gegen Insektenschädlinge zu finden und nach Jahren der Mühen und Fehlschläge war das DDT da, und Herr Dr. Müller bekam dafür den Nobelpreis. Er wusste nichts im besonderen von den Leuten von Terai, aber er wusste, dass er, der Gelehrte, etwas gegen diese Menschheitsplagen tun muss.

Auf Anforderung also der indischen Regierung schickte die WHO eine medizinische Equipe, Indien stellte auch Aerzte und Krankenschwestern zur Verfügung, UNICEF sandte das technische Ausrüstungsmaterial. An Ort und Stelle wurde die Bevölkerung genau über den Zweck der Kampagne unterrichtet; alle Einwohner ärztlich untersucht und wo es notwendig war, behandelt. Sämtliche verseuchten Landstrecken, sämtliche Häuser, Mauer um Mauer, jede Ecke, jedes Dach bestäubte man gründlich mit DDT, Mensch und Vieh, die Wasserquellen, alles. Das ist das Resultat: 1951 starben von 100 Kindern nur drei. Fast 2000 Quadratmeilen fruchtbaren Landes, aber seit Menschengedenken verseucht, sind nun unter Kontrolle. Und schon konnte der Ernteertrag von 160 000 Aren um 30 Prozent verbessert werden, trotz primitiver Anbaumethoden, trotz der immer durch Unterernährung geschwächten Bevölkerung.

Wir sind gewohnt, Glück und Unglück in Statistiken zu pressen und vergessen zu leicht, dass diese Zahlen Menschenleben repräsentieren, Leben oder Sterben. Die Leute von Gadarpur, einem kleinen Dorf auf Gottes grosser weiter Welt, haben den Tod dank der Erfindung eines Basler Wissenschaftlers und der Zusammenarbeit hilfsbereiter Menschen überwinden können. *M. E. Kähnert*

Politisches und anderes

Wahlkampf in Deutschland

Der Wahlkampf auf die Mitte September stattfindenden Neuwahlen des westdeutschen Bundestages hin dauert unvermindert an.

Bürgermeister Dr. Otto Suhr †

Berlins Bürgermeister, Dr. Otto Suhr, Präsident der westdeutschen Länderkammer, ist im Alter von 63 Jahren gestorben.

Atombombenexplosionen am laufenden Band

Der 15. atomische Sprengkörper der gegenwärtigen amerikanischen Versuchsserie explodierte auf dem Versuchsgelände der Wüste von Nevada. Es handelte sich um einen Sprengkörper von doppelter Stärke der seinerzeit über Hiroschima abgeworfenen Atombombe. Laut Nobelpreisträger Prof. Dr. J. Muller von der Universität von Indiana wird die Leukämie, die durch Strahlungen auf Grund der Atomexperimente verursacht werden, in den folgenden 30 Jahren vielleicht den Tod von bis zu 100 000 Personen verursachen. — Ferner wird von einem «aus der Kontrolle ausgebrochenen» Raketengeschoss berichtet, das in der Luft zerstört werden musste, um die Gefahr eines Zurückkehrens des letztern auf das Festland abzuwehren.

USA-Auslandhilfeprogramm

Neben 1878,8 Millionen Dollar für direkte und 725 Millionen Dollar für indirekte militärische Hilfe wurden 300 Millionen für einen neuen Entwicklungs-Anleihefonds, 142 Millionen für technische Hilfe an unterentwickelte Länder, sowie 4,45 Millionen für das Atom-Friedensprogramm Eisenhowers bewilligt.

Westliche Abrüstungsvorschläge abgelehnt

Der Sowjetdelegierte Zorin lehnte an der Londoner Abrüstungskonferenz den von den Westmächten unterbreiteten Teilabrüstungsplan ab.

Der Bundesrat bestellt Familienzulagen-Expertenkommission

Folgende Frauen wirken mit: Frau Dr. Margrit Schwarz-Gagg, Wabern bei Bern, als Expertin, Frl. Dr. Ruth Witzinger, Basel, Mme Hélène Guinand, Genève, Frau Dr. E. Bluntschly-Steiner, Schwyz, Frl. Dr. Marie Böhlen, Bern, als Vertreterinnen der Frauenvereine.

Eine zweite Zuckerfabrik

Im Hinblick auf die Förderung des Anbaus von Zuckerrüben und die vermehrte Sicherung der Landesversorgung mit Zucker tritt der Bundesrat für den Bau einer zweiten Zuckerfabrik ein.

Verteuerung der notwendigen Lebensmittel

Eine Eingabe des Schweizerischen Bauernverbandes fordert höhere Brotgetrejdepreise und Mahlprämien. Die ausserordentliche Delegiertenversammlung des Zentralverbandes Schweizerischer Milchproduzenten beschloss, beim Bundesrat um eine Erhöhung des Produzentenpreises der Milch um 3 Rappen pro Liter ab 1. November 1957 nachzusuchen.

Biersteuer abgelehnt

Die in Zermatt tagende ständerätliche Kommission hat u. a. — mit 11 gegen 3 Stimmen — beschlossen, die Befugnisse des Bundes, auf dem Bier eine Steuer zu erheben (dies im Gegensatz zum Beschluss des Nationalrates) zu streichen.

Kongress für Gruppen-Psychotherapie

Der 2. Internationale Kongress dieser Art fand vom 28. bis 31. August in Zürich statt. Ueber 500 Gruppen-Psychotherapeuten aus 28 Ländern, wovon ca. einen Fünftel Schweizer, 250 aus dem übrigen Europa und 200 aus Uebersee, nahmen daran teil.

Auslandschweizertag 1957

Dieser fand in Brunnen statt und wurde von ca. 300 Teilnehmern aus zahlreichen Ländern besucht.

Romanpreis des Zwingli-Verlags

Dieser wurde dem 1927 in Böhmen geborenen Edgar Roth für sein Werk «Auf dass wir Frieden hätten ...» in der Reformierten Heimstätte Boldern feierlich überreicht.

Abgeschlossen am 3. September. *wk.*

Die heilige Verena

Zum Sankt-Verena-Tag am 1. September

Wenn man die Geschichte der heiligen Verena erzählen will, muss man auch den jungen, tapferen Krieger und Glaubensgenossen Mauritius auf den Schauplatz treten lassen — und man erinnert sich an sein Fest am 22. September, dem man einmal in pompöser, steinerner Riesenhalle der weissleuchtenden Kirche von San Maurizio zwischen Oneglia und San Remo an der Riviera Levante beigewohnt hat. Man glaubt den ersten Bericht über den heiligen Mauritius von dem in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts wirkenden Bischof von Lyon, Eucherius, zu besitzen, der sich überhaupt für das Mönchstum einsetzte; dieser Bericht wurde dann in der Legenda Aurea des Jakobus de Voragine erweitert und ausgeschmückt. Mauritius war der aus Theben, der hunderttorigen Stadt in Oberägypten stammende Hauptmann und Anführer der thebanischen Legion, der um das Jahr 297 (oder 302) unter dem Befehl des Kaisers der westlichen Reichshälfte, Maximianus Herkulius, mit «6666» Soldaten einen Aufstand in Frankreich niederzuwerfen hatte. Es wird angenommen, dass Mauritius sich aber bereits mit seinen Genossen dem Christentum zugewendet hatte, und dass er und die Seinen deshalb dem Kaiser, dessen Heer im Rhonetal, unweit Octodurum, dem heutigen Martigny, lagerte und der gebot, dass alle den Göttern, das heisst dem Römerglauben zu opfern hätten, jenen tapferen Widerstand boten, dem sie schliesslich zum Opfer fielen. Jeder zehnte Mann der thebäischen Legion sollte auf den Befehl des Kaisers enthauptet werden, und so starb auch der tapfere Hauptmann und Krieger Mauritius für seinen Christenglauben und ging als Märtyrer in die Geschichte ein. Am Ort aber, wo die Leichname dieser Heeres- und Glaubensgenossen begraben wurden, gründete man, wohl um das Jahr 515, die Abtei St-Maurice als ersten Bau der Mauritiuskirchen. Und von den zahlreichen Darstellungen des jugendlichen Helden und Heiligen erwähnen wir hier nur Matthias Grünewalds prächtiges Bild im Dom von Halle; die Legende seines Martyriums in zwölf Holzschnitten von Hans A. Fischer nach den berühmten Wandbildern in der Kirche Saanen — und der wohl von einem nordischen Künstler geschaffene heilige Mauritius mit der Fahne und dem Schild mit dem Christuskreuz, am Schnitzaltar der Tessiner Pfarrkirche von Mairengo (Leventina).

Wie nennen wir aber die heilige Verena in so engem Zusammenhang mit dem Hauptmann der Thebäischen Legion, Mauritius? Sie ist aus adeliger Abstammung im Jahre 280 im oberägyptischen Theben geboren, hat, wie ihr Neffe Mauritius, der oft in ihrem Elternhaus zu Gast ist, bereits das Christentum angenommen, und es heisst im Buch «Der Heiligen Leben und Leiden», anders genannt das «Passional», von ihr: «Die liebe Frau Sankt Verena, die war edel und war Sankt Mauritzen Gesipinne und hätt' ihn lieb». Sie ist es, die den Heerführer und seine römischen Soldaten auf langen mühsamen Märschen durch die Sinai-Halbinsel zunächst ins Heilige Land begleitet, und endlich durch Mazedonien, Dalmatien, Istrien in die lombardische Ebene nach Mediolanum, dem heutigen Mailand gelangt — wo sie, nun allein zurückbleibend, bald die furchtbare Nachricht von den Christenverfolgungen und der Hinmetzelung der tapferen und treuen Truppe und den Märtyrertod von Mauritius erfahren muss.

Aber was wird nun aus der jugendlichen, zart veranlagten und schmerzerfüllten Verena? Zunächst pflegt sie in nächster Nähe Kranke und Leidende, tröstet Trostlose und Verzweifelte, verschafft sich Zutritt zu gefangenen Christen in Kerkern und betreut arme und verwahrloste Kinder mit mütterlichem Sinn. Dann aber rafft sie sich auf und macht sich erneut auf den Weg: sie muss auf beschwerlichem Marsch die Märtyrerstätte des verschollenen christlichen Heeres aufsuchen, dem sie selbst im Geist angehört und dem sie hinfort in gleichem Opfersinn nachfolgen wird.

Ein reicher, blühender Legendenkranz umrankt die Gestalt der heiligen Verena. Immer wieder auf ihrer langen Wanderung ist es ihr, als ob sie von unsichtbaren Händen vorwärts getragen und von Gottes Engeln geleitet würde; in Hunger und Durst wird ihr auf wunderbare Weise Speise und Trank gereicht. Einmal hört sie das Flattern der Störche über ihrem Haupt, und sie erkennt es dankbar als eine Wegweisung. Indem sie in den Strassen von Aventicum (Avenches) auf die Verwüstungen der einst so prachtliebenden Römerstadt stösst, begegnet ihr unversehens ein Pilger, der wie ein himmlischer Bote zu ihr die Worte spricht: «Du hast eben eine beinahe versunkene Welt erblickt. Der Herr segne und behüte dich!» Verena kommt an die Aare und fährt mit zwei Fischern nach Solothurn, und ihre sonst immer magere Beute ist diesmal so reich, dass sie ihren glücklichen Fang nur der fremden, strahlenden Frau in ihrem Boot zuschreiben.

Von einer Felsenhöhle (die später, am Weg auf den Weissenstein, St.-Verena-Einsiedelei genannt wird) als Wohnort verbreitet sich bald der Ruf ihres barmherzigen und segensvollen Wirkens an Armen und Kranken, das jedoch jäh durch den römischen Landpfleger von Solothurn, Hirtakus, abgebrochen wird, der sie als Christin in den Kerker wirft und hinrichten will, und den sie durch ihr Bittgebet von einer tödlichen Krankheit erretten kann. Und wiederum in einer Hungersnot, die über das Land einbricht, ruft Sankt Verena «Gott mit Ernst an» und spricht: «Herre, allmächtiger Gott, gib deinen Kindern Leibnahrung, der sie bedürfen.» «Und da sie das gesprach, da sah man 40 Säck mit Mehl vor der Klausen liegen. Da machten sie ihr Brot mit dem Mehl, und das Brot wuchs in ihrem Mund.» (Nach dem «Passional».)

Unermüdlich ist Verena in ihrem Beistand, und der Zustrom der Hilfesuchenden wird immer grösser. Schon fürchtet sie, zu sehr im Blickfeld aller und menschlichem Ruhm ausgesetzt zu sein. Sie flüchtet auf einem riesigen Mühlstein auf der Aare nach dem Fischerdorf Koblenz, wo Aare und Rhein zusammenfliessen (und heute noch wird ein eingemauertes Stück des Steins in der Koblenzer Kapelle gezeigt). Ihren letzten Wohnort aber nimmt sie für 20 Jahre in dem nahegelegenen Tenedo (Zurzach) im Jahre 232, wo bereits eine christliche Gemeinde besteht, verrichtet im Pfarrhaus den Dienst und unternimmt täglich einen Gang nach dem Siechenhaus, in dem sie als barmherzige Schwester die Kränksten und Verwahrlosesten aufopfernd pflegt, und auch mittels ihres «wunderbaren Krügleins» — das einmal gegen die Verleumdung eines bösen Knechtes Verenas Unschuld bezeigen muss — ihre Wunden und Pestbeulen reinigt. Man will sie angreifen in ihrer Treue; man will sie beschuldigen in ihrer Unschuld, und man bezichtigt sie sogar des Diebstahls eines kostbaren Priesterrings, der jedoch auf wunderbare Weise wieder gefunden wird. Aber Verena steht in Demut und Gebet. Sie steht über Verdacht und Bosheit der Menschen. Sie verkörpert in aller Bescheidenheit die Forderung eines Dienstes, den Gott von ihr verlangt, und eines Anspruchs, den der Höchste an sie stellt, und man hat sie in ihrer schlichten und reinen Jungfräulichkeit «der Elenden Mutter» genannt.

Und am Ende ihres Lebens heisst es: «Darnach ward sie siech und mocht gar übel. Da kam unser Frau mit allem Himmlischen Heer zu ihr. Und da sie unsere Frau sah, sprach sie: ‚Von wannen kommt mir die Gnad', dass die Mutter Unsers Herrn kommt zu mir?' Da sprach Unser Frau: ‚Du sollst mit mir in die Ewigen Freuden.'» («Passional»)

Ueber der Grabstätte Verenas in Zurzach (im Nordosten des Kantons Aargau) wurde vermutlich um 988 die Stifts- oder Verenakirche errichtet, die seither viele Umbauten und Veränderungen durchmachte und zweimal dem Brand ausgesetzt war, und in deren Krypta die Heilige in einem Sarkophag ruht.

Immer noch weiss das Volk Wunderwirkendes von der heiligen Verena zu erzählen: Kinderlose pilgern zu ihrem Grab und erflehen ihren Segen; bei Ueberschwemmungen veranstaltet man Prozessionen mit einer ihrer Reliquien; bei einer furchtbaren Unwetterkatastrophe in Zurzach im Mai 1931, während das Hochwasser schlammig durch die Strassen flutete

Die Frau in der Kunst

Der Beruf der Bühnenbildnerin

Wenn man im Theaterprogramm des Badener Kurtheaters oder des St.-Galler Stadttheaters den Namen von Edith Biskup liest, in jenem des Luzerner Stadttheaters denjenigen von Susy Hauser, im Heft der Salzburger Festspiele bei manchen Vorstellungen, wie Mozarts «Figaro», den von Ira Maximowna, dann wissen die wenigsten, was überhaupt eine «Bühnenbildnerin» ist. Auch bei Männern wird die Berufsbezeichnung «Bühnenbildner» ja nicht begriffen. Nur die Eingeweihten, die Sachkundigen, sind erfahren: Es handelt sich einfach um die Entwerfer des szenischen Aufbaus, des sichtbaren Zimmers oder Gartens, der abstrakten Dekoration und aller Gegenstände, die auf den Brettern zu sehen sind. Nicht immer fertigt der Bühnenbildner sie an, meist hat er dazu Helfer und Arbeiter. Doch der Entwurf kommt von ihm, und er versteht es auch, das Material zu wählen, die Farben zu bestimmen, die Dimensionen festzulegen. Oft verbindet sich dies mit der Angabe der Kostüme, aber in Luzern etwa hat man dazu zwei andere Künstlerinnen, Sibylle Geiger und Renate Linke, engagiert, in Baden und St. Gallen die hochbegabte Margarete Heyny, im Berner Atelier-Theater Silvia Zimmermann, die eben für die Gewänder zu Arnold Küblers «Schuster Aiolos» im Antiken Theater von Augst die Verantwortung trug, in der Basler Komödie Gundula Sigrist und Yovita Schobinger sowie Eva Wagner. — Zu diesen Berufen gehört Geschmack, Einfühlungsvermögen, künstlerisches Gefühl und selbstverständlich Kenntnis der Kostümgeschichte und der Geschichte überhaupt. Aber die «Bühnenbildnerin» muss in der Architektur, dem rein Schauspielerischen, dem Beleuchtungstechnischen Bescheid wissen ... und in tausend anderen Dingen, wobei sie bei den — Hüten an der Basler Komödie Gundula Laub beraten mag, bei einem Tanzspiel im Luzerner Stadttheater die Ballettkorrepetitorin Rosemarie Lüthi (noch ein seltsamer Beruf!), bei einer vom Dichter gewünschten symbolischen Kulisse in Baden und St. Gallen die ... Dramaturgin Dr. Elisabeth Fiechter (was ist eine Dramaturgin?). In Paris kam Mireille Montangerand von eigener Malerei zu den Dekorationsentwürfen eines Schauspiels von Michel Philippot. Lila di Nobile ist die bevorzugte Bühnenbildnerin des berühmten französischen Regisseurs Raymond Rouleau. Die Comédie Française besitzt in Suzanne Lalique ein Genie dieses Faches. In der Grossen Oper verfertigte Alyette die Kostüme für Barrauds Musikdrama «Numance», Marie-Hélène Dasté betreut seit Jahren, selbst eine hochinteressante Schauspielerin, die Kostümabteilung bei Jean-Louis Barrault. Christiane Lenier war im Théatre Hébertot Bühnenbildnerin und Kostümentwerferin, wie auch Francine Galliard-Risler. Noch viele wären zu nennen: dieses Fachgebiet ruft geradewegs nach der Frau.

M.

Sparen bringt Wohlstand

Unsere Sparhefte, die zuverlässige, sichere Geldanlage

SCHWEIZERISCHE VOLKSBANK

Die Frau und die Technik im Haushalt

Man muss nur an einen Haushalt vor 100 Jahren denken, um zu begreifen, wie sehr wir der Technik verfallen sind — und wie viel wir ihr zu verdanken haben! Auch die älteste unter den Hausfrauen, die mit der «neumodischen» Art der Haushaltführung nicht einverstanden ist, würde weder gerne Petroleumlampen betreuen, noch bei Kerzenlicht flicken (wir meinen schon beim hellen elektrischen Licht uns dabei die Augen zu verderben!), oder gar noch selbst Kerzen ziehen, Seife kochen, und in der dampfenden Waschküche tagelang die grosse Wäsche per Hand reiben. Die elektrische Waschmaschine, die sich immer mehr und mehr einbürgert, erlaubt das öftere und mühelosere Waschen, der Staubsauger und der elektrische Blocher sorgen für grössere Sauberkeit, und in der Küche wird der Frau viel abgenommen, auch wenn sie im kleinen Haushalt nicht alle Schäl- und Rührmaschinen anwenden kann. Suppenwürfel, Konserven usw. erleichtern das Kochen, und der Kühlschrank sorgt für eine rationelle Wirtschaft, da er alle Speisen und Resten vor Verderben schützt. Die Technisierung schreitet fort, ob wir wollen oder nicht, und das, was heute nur Begüterten zugänglich ist, wird morgen Allgemeingut sein.

Die Entwicklung hat, wie alles im Leben, ihre Vorzüge und ihre Nachteile. Die Vorzüge sehen wir leicht: Zeitersparnis, Bequemlichkeit, Sauberkeit, leichteres Wirtschaften. Allerdings brauchen die vielen Maschinen und Geräte sorgfältige Wartung, und der Haushalt ist durch sie nicht billiger geworden, da sie öfters einer Reparatur bedürfen. Dazu fehlt mancher Frau noch das Verständnis für die Technik. Aber das ist kein wichtiger Einwand, denn die Kinder, die inmitten der Maschinen aufwachsen, werden mit ihnen von klein auf vertraut, die Grossmütter aber, die Mühe mit ihnen haben, können, so lange sie noch selbst arbeiten, sich mit den alten Methoden behelfen.

Es ist selbstverständlich, dass auch die alten Methoden noch lange bestehen bleiben werden, denn der lebendige Organismus eines Haushalts lässt sich nicht einfach zur Fabrik umwandeln, und das von Gott gegebene Werkzeug, also unsere Hand, wird stets seine Brauchbarkeit beweisen. Die Haushaltmaschinen ihrerseits bedürfen eines Kopfes, der sie richtig in den Dienst des Familienlebens stellt.

An der Hausfrau liegt es, die Umstellung von der Handarbeit zur Maschinenarbeit zu vollziehen, und dabei den Sinn für die Hausarbeit nicht zu verlieren. Dieses Werk ist im allgemeinen noch nicht gelungen, denn der grosse Nachteil der Technisierung ist die Entseelung der Hausarbeit, wodurch der Frau ihre Arbeit leicht sinnlos erscheint.

Die Hausarbeit ist von der Umwelt nie hoch geschätzt worden, jedenfalls nicht in übersehbarer Jetztzeit, trotzdem konnte sie das Leben einer Frau ausfüllen durch ihre mannigfaltigen Aufgaben. Von ihrem Können, von der Arbeit ihrer Hand und von ihrer Hingabe war das ganze Hauswesen abhängig. So kannte sie keine Langeweile.

Heute aber langweilen sich unzählige junge Frauen in der modern eingerichteten Zweizimmer-Wohnung mit allem Komfort, der ihnen die Arbeit abnimmt. Und darum streben sie aus ihren vier Wänden heraus, zur ausserhäuslichen Arbeit oder zum Vergnügen, und die Kinder werden schon sehr früh dem Hort, dem Kindergarten, der Schule anvertraut. Selbstverständlich ist nicht die Technisierung allein die Ursache der Hausflucht, es gibt viele andere finanzielle und soziale Gründe dafür, aber gerade bei jungen Frauen trägt zweifellos auch der bequeme Haushalt, der keinen Reiz mehr für sie hat, dazu bei.

Wir stehen heute an einem Scheidewege, ein Zurück gibt es nicht, es nützt nichts, sich dem Siegeslauf der Technik entgegenzustemmen, man erreicht dadurch nur eine eigene Verbitterung und Zurückstellung. Es bleibt nur eine innere Anpassung, damit die Hausarbeit nicht zum notwendigen Uebel, sondern zum Teil des Arbeitslebens wird.

Die Technik schenkt der Frau, oder kann es tun, wenn sie richtig eingesetzt wird, mehr Freizeit, sie befreit sie in vielem vom Sklavendienst des Haushaltes, der früher auf ihr gelastet hat. Das ist eine positive Eigenschaft, die zu nutzen sie lernen muss. Die Freizeit so zu gestalten, dass diese in einen höheren Lebensplan eingebaut wird, ist eine der Aufgaben der modernen Frau aus dem bürgerlichen Stande. Die Arbeiterfrau, die Bäuerin haben keine Freizeit, es ist nur gut, wenn die Maschine ihr schweres Leben einfach erleichtert. Aber was die bürgerliche Frau jetzt erringt, kommt in der nächsten Generation auch ihnen zugute. Es heisst also einen neuen Stil auf Grund der modernen Technisierung zu finden. Bis jetzt scheint mir diese Aufgabe noch nicht gelöst zu sein. An sich ist es gleich, ob man mit der Hand oder einer praktischen Maschine arbeitet, um die innere Einstellung geht es, nur sie allein ist wichtig. Darum müssen wir über der Technik stehen und nicht uns von ihr beherrschen lassen, wodurch wir als Herrin über dem Alltag die Hilfe der Technik bejahen.

Trotz aller Technik bleiben die Menschen und ihre ihnen von Gott gegebene Arbeit die gleichen wie früher, und die altbewährte Hand wird inmitten des Glanzes der sich drehenden und surrenden Maschinen ihren stillen Dienst stets weiter tun.

Also ein herzhaftes «Ja» zur Technik, sobald sie dem Menschen dient, und ein ebenso kräftiges «Nein«, dort, wo sie zum modernen Götzen wird und alle Gemüts- und Herzenswerte zu ertöten sucht in ihrem Wettlauf um die Welt.

Wanda Maria Bührig

Musik

Melodien heilen unsere Schmerzen,
und das Glück,
das verlorene, bringen sie zurück;
Balsam sind sie unseren kranken Herzen.
Von der Erde, wo wir rastlos fronen,
Sklaven gleich,
tragen sie uns in ein Strahlenreich,
wie auf Flügeln seliger Dämonen.
Rauschet, rauschet fort ihr Zauberlieder!
Weltenfern
sinkt die Erde, unser blut'ger Stern,
und die Liebe selber perlt hernieder.

Ricarda Huch

*

Nur eine einzige Veranstaltung innerhalb der Internationalen Musikfestwochen Luzern 1957 vermag uns tief beglückend das Erlebnis Musik zu bieten. So haben wir z. B. dem zweiten Konzert, das die Festival Strings Lucerne (wir werden in einem ausführlichen Bericht in der nächsten Nummer über den so wohlgelungenen Zusammenschluss junger schweizerischer Musiker noch hören) gaben, die Begegnung mit moderner Musik, wie jener von Hindemith, Respighi und Bartók, zu verdanken. Wir hörten von Hindemith eine Folge von fünf Stücken für Streichorchester, von Respighi das lyrische Poem «Il tramonto» für Gesang und Streichorchester. Die Sängerin des Abends war die hochbegabte Irmgard Seefried, deren wundervoll reifer und bis ins Letzte klar und sicher ausklingende Stimme wir wieder einmal mehr mit hohem Genusse lauschten. Ihr war der Part der Solostimme in der heiter frohen, herrlichen Kantate von Bach «Weichet nur, betrübte Schatten», mit der melodiösen, beschwingten Arie «Sich üben im Lieben, in Scherzen sich herzen» anvertraut. Beifall und Begeisterung verlangten von der umjubelten Sängerin, den herzhaft bedankten «Festival Strings» unter der prachtvoll sicheren Leitung Rudolf Baumgartners die Wiederholung der letzten Arie als sehr dankbar hingenommene Zugabe. Es wurde noch das Concerto grosso op. 6 Nr. 5 mit Allegro, Presto, Largo und Minuetto von Händel und eine Folge rumänischer Volkstänze von Béla Bartók geboten.

-i.

«Unsere Wohnungen sind zu klein!»

«Eine Plauderei über Binsenwahrheiten» nannte Architekt H. Fischli, Direktor der Kunstgewerbeschule Zürich, bescheidenerweise seinerzeit die Ausführungen über den «Beitrag des Architekten zum Haushalten und Wohnen». Architekt Fischli entwickelte dabei so viele gute Gedanken und wandte sich mit soviel gesunder Kritik an seinen eigenen Berufsstand, dass man wünschte, alle Architekten möchten aus dem gleichen Holz geschnitzt sein und ihre Aufgabe ebenso ernst nehmen.

«Von innen heraus bauen» ist ein altes Schlagwort der Architekten, und der Vortragende ergänzte es dahin, dass der Architekt auch in den kleinsten Details vom Leben des Menschen, der Familie, ausgehen müsse, denn nicht das Haus, nicht die Wohnung sei primär, sondern der Mensch, der darin wohnt. Stattdessen zwingen heute die vorhandenen Masse einer Wohnung zu einer starren Möblierung; alles ist wohlorganisiert und festgelegt, «das Leben ist sortiert und in Schachteln geordnet». Leider gehört es zum Ehrgeiz der Architekten, eine Wohnung auf knappestem Raume zu erstellen, aber das eigentliche Leben leidet darunter, denn der wirkliche Komfort einer Wohnung liegt — und mit dieser Ansicht steht Architekt Fischli keineswegs allein — in der Grösse der Räume. Ein Raum mit 18 qm Grundfläche, in dem mindestens 6 bis 8 qm mit Möbeln vollgestellt sind, ist eben weiter nichts als ein Raum, sicher aber keine Stube, in der man richtig wohnen kann.

Die Stube als Lebensraum der Familie

Wohnen, das heisst, dass nicht nur genügend Platz für alle Erwachsenen da sein muss, sondern auch eine Spielecke für die Kleinsten, eine Bastelecke für die Buben und soviel Bewegungsfreiheit, dass sie nicht überall Kopf und Beine anschlagen. In der Stube sollte sich tatsächlich das ganze Familienleben abspielen können, denn sie ist und bleibt der eigentliche Lebensraum der Familie. Stattdessen werden die Vierjährigen bereits in den Kindergarten geschickt, wo sie sich viel zu früh an den geordneten Schulbetrieb gewöhnen, und für die Grösseren bieten die Spielplätze mit organisierter Romantik einen Ausweg. Am Sonntag, wenn die Familie vollzählig beisammen ist, macht sich die Enge der Wohnung erst recht bemerkbar, und man flieht irgendwohin in die Betriebsamkeit, statt sich in den eigenen vier Wänden auszuruhen und zu entspannen.

Manche Kalamität würde von vornherein ausgeschaltet, wenn man beim Bau seiner Wohnung mitreden könnte. Glücklich diejenigen, die sich das Haus ihrer Träume bauen lassen können! Die Mieter dagegen müssen mit dem vorlieb nehmen, was ihnen fertig vorgesetzt wird. Gewiss haben es die Architekten, die die Mietshäuser entwerfen, auch nicht leicht; es fehlt ihnen die Zeit, sich in aller Ruhe und mit aller Sorgfalt Gedanken auch über die scheinbar unbedeutendsten Kleinigkeiten zu machen, denn sie sind zu einer Massenproduktion gezwungen. Ausserdem kennen sie ja auch die künftigen Mieter nicht, können also keine Rücksicht auf deren spezielle Wünsche nehmen. Wie liesse sich da Abhilfe schaffen?

Jeder sein eigener Architekt!

H. Fischli erzählte von einem interessanten Versuch, dem Mieter weitgehende individuelle Freiheit zu lassen. Danach wird die Wohnung beim Bau noch nicht in die verschiedenen Zimmer aufgeteilt, sondern bildet einen einzigen grossen Raum; lediglich die Installationen sind bereits angebracht. Der Mieter, der später übrigens Eigentümer dieser Wohnung wird, kann dann sein eigener Architekt sein, die Räume nach den Bedürfnissen seiner Familie aufteilen und mit Hilfe weniger Arbeiter die fertigen Elemente für Wände, Türen usw. selbst anbringen. Eine solche Wohnung nach Mass kann auch später, wenn es die Verhältnisse erfordern, ohne grosse Schwierigkeiten wieder umgebaut werden. Auf der Basis des Wohnungseigentums hätte man so ein «Haus im Haus». Ein Wunschtraum, eine Utopie? Architekt Fischli hofft, dass dieser Gedanke einmal in die Tat umgesetzt werden kann, zumal diese Idee auch finanziell erschwinglich ist.

Ein Rechenexempel, das zu denken gibt

Natürlich, die finanzielle Seite! Sie ist leider das A und O bei allen Baufragen. Wenn man genau rechnet, kommt es für den Mieter immerhin zu einem erstaunlichen Ergebnis. Angenommen, eine Familie lebt 40 Jahre lang als Mieter in einer Vierzimmerwohnung! In dieser Zeit zahlt sie soviel an Mietzins, dass sie ihre Wohnung drei- oder viermal selbst bauen könnte. Dieses Rechenexempel ist wohl eine Ueberlegung wert, gerade für diejenigen, die finanziell schwächer sind, tatsächlich jedoch weit mehr Geld für das Wohnen aufbringen müssen als andere und mehr, als ihre Verhältnisse eigentlich erlauben. Anstatt im Laufe eines Lebens drei oder vier neue Wohnungen zu finanzieren, könnte man, wenn eine solche Lösung einmal spruchreif ist, von Anfang an eine Wohnung mit grösseren Räumen haben, eine Wohnung, in der man nicht nur unter Ausnutzung jedes Quadratmeters gerade eben hausen, sondern in der man wirklich wohnen kann!

ilo

---

und bereits die Keller füllte, wurde beobachtet, dass die Verenakirche unversehrt mitten im Wasser stand und kein Tropfen eindrang.

Aber nicht nur im Zentrum von Zurzach steht die Verehrung für Verena. Man findet sie als Patronin der Verenakapelle zur Herznach im Fricktal, als eines der ältesten Gotteshäuser; des 1126 gegründeten Prämonstratenserstifts Münchroth in Württemberg; der Verenakapelle in der Nähe des schluchtenreichen Waldes «Chämistall» oberhalb Zug; und die Gemeinde Stäfa am Zürichsee hat die heilige Verena (ihre Attribute: Kamm und Krüglein, mit denen sie zu den Verwahrlosten und Kranken eilte) in ihr Wappen aufgenommen.

Es konnte auch nicht anders sein, als dass eine so reine, von liebevoller Barmherzigkeit erfüllte Frau wie die heilige Verena ihren gebührenden Ausdruck in der Kunst finden würde, und so sehen wir denn, neben vielen malerischen und plastischen Darstellungen, besonders ergriffen vor einer aus der Kirche zu Klingnau, vom Ende des 15. Jahrhunderts stammenden und sich jetzt im Schweizerischen Landesmuseum befindenden bemalten Holzstatue, die ihre Demut und ihren Seelenadel in geradezu vollkommener Symbolik und Schönheit wiederzugeben vermag.

Alice Suzanne Albrecht.

Der Töpfer von Poët-Laval

Ein paar langgestreckte niedrige Häuser aus Felssteinen, ein gedrungener Schornstein, wie man ihn schon im Norden Europas über dem Dach einer Fischräucherei gesehen zu haben glaubt, eine weisse zornige Sonne, die den Spiegel des in der Nordprovence so charakteristischen Wasserbassins mit gleissenden Speeren berennt, nahe, mit gedrungenen Kieferwäldern bedeckte Berge und die Strasse, asphaltiert, die ein paar Schritte hinter dem auffallenden Gebäudekomplex vorbei nach Montelimar führt.

Wir halten vor der Geburtsstätte des «Cadet Roussin», eines vor hundertfünfzig Jahren weit bekannten Töpfers aus dem Tal des Jabron. Doch haben wir es keineswegs mit einem Monument oder erloschenen Oefen zu tun. Der Enkel, Siméon Roussin, lebt, die alten «Fours» rauchen, zumindest an gewissen Tagen, und in der Werkstatt dreht sich die Töpferscheibe, auf der in Blitzesschnelle unter den Händen des Formers der Lehmkloss seine wunderbare Verwandlung erfährt.

Monsieur Roussin ist nicht irgendwer. Wir sind an ihm empfohlen. Er ist, so wurde uns gesagt, nicht nur ein Kenner der Materie, er ist Poet in einer Sprache, die einst Mistral wieder erweckte: die provenzalische. Wie er vor uns sitzt, nicht mehr der Jüngste, aber mit einem feinen, leicht verschmitzten Gesicht, in dem die hohe Stirn auffällt, bin ich von fern an Hermann Hesse erinnert. Seit Jahren sind immer wieder Fremde zu diesem bedeutenden Handwerker hinausgepilgert. Ohne Stolz, doch mit einer immer geweckten Verwunderung zeigt er uns die Mappe, die Artikel holländischer und englischer Journalisten, die die Töpferei besuchten, enthält. Ob er heute noch Vasen und Krüge forme? Er lächelt: nein, er hat das Werk seinem «Gendre», dem Schwiegersohn, anvertraut. Auf dem Tisch indes steht eine Serie von kleinen Kuh-Treicheln, die er in Mussestunden bemalt. Sie haben die halbharte Form, bevor sie in den Ofen gelangen und ihre endgültige Festigung erlangen.

Die Töpferei ist im Tal des Jabron ein uraltes Anliegen. Man kennt sie schon im 16. und vielleicht gar im 15. Jahrhundert. Siméon Roussin belebt sich, die Vergangenheit ist wie ein Buch vor ihm aufgeschlagen. Er erzählt aus den Tagen seines Ahnen, als seien diese vor einigen Monaten zu Ende gegangen. Er beschwört mit leichtem Humor ein Frankreich, ein ländliches, das niemand mehr kennt. Krüge, Vasen, Wassertöpfe und Marmiten, immer in der edlen Form, die die Roussin-Produkte auszeichneten, wurden auf Karren verladen, die wochenlang unterwegs waren, zu fernen Märkten und Umschlagplätzen. Regen und Briganten, die ewige Furcht allzuviel zu zerbrechen — denn das Tongefäss bleibt immer fragil — die Heimkehr endlich mit neuer Fracht und auf dem ersten Pass der Provence vielleicht der Gesang einer frühen Grille.

Immer wieder aber kehrt der Erzähler — und erzählt gern mit der Lebhaftigkeit des Meridionalen — zu der «Materie», zu den «Argiles» von Dieulefit zurück. Weiss man, dass der Töpferlehm nicht einfach aus der Grube oder dem weichen Fels geholt — sondern ein Produkt sorgfältiger Mischungen ist? Und nie sind diese «Rezepte» endgültig klar. Immer wieder wird ein wenig mehr, ein wenig minder experimentiert. Die Formen ...? Nun jede Töpferei hat ein gewisses Cachet, ein Hauszeichen, das sich nicht wiederholen lässt. Noch ist der Begriff des Handwerks in der Poterie von Dieulefit und Poët-Laval lebendig und immer ist die Hand des Mannes an der Scheibe noch das sensibelste und wertvollste Werkzeug.

Ein Gang durch das «Magasin», das ist der Raum, wo jede Poterie ihre Erzeugnisse auf Borden und Brettern ausgebreitet hat, lässt uns nicht ohne Erstaunen zurück: welche Vielfalt der Formen. Ganz sicher ist hier altes griechisches Erbe bewahrt, während in jener schlichten Vase etruskische Anklänge sichtbar werden. Die breiten Platten mit den aufgemalten dicken Fischen in einem herrlichen Kieferngrün verlangen geradezu nach angehäuften Früchten in lebhaften Farben. In den «Poelons» — kleinen, in Gelb und Grün gehaltenen Tonpfannen mit stumpfem gerundetem Ockergriff — stossen wir auf altes provenzalisches Geschirr: in ihnen kann man sich ein Ei braten, doch sind sie längst in den Städten als kleine Entremet-Gefässe geschätzt, wenn man sie nicht geradezu in den Rang von schönen Keramik-Schmuckstücken erhebt und kurzerhand wie kostbare Teller an der Wand befestigt. Ein Wort zu den grossen herrlichen «Saladiers», deren Bord bewegt ist wie ein ungezügeltes Salatblatt und in denen etwa eine «Salade niçoise» mit Tomaten und Oliven und fast weissem Thon erst zu ihrer ganzen gastronomischen Grösse heranwächst.

Wo Schöpfung im ursprünglichsten Verstand waltet, scheint die Dunkelheit immer beteiligt. Ahnung oder höhere Notwendigkeit? Die Feuerkammer, der «Four» in Uebermannshöhe, gewölbt hier und da wie ein romanisches Fenster, liegt in der Welt geheimnisvoller Schatten. Weiss man, dass er zwei Tage und zwei Nächte in der Glut der Flammen steht? Welche Aufgabe für den Gesellen, der selbst in den zwei Nächten keine Minute dem Schlaf erliegen darf. Welche Zufälle aber auch, die mitwalten an der kostbaren Fracht und ihrer Vollendung: ein heftiger Regen, der auf den «Cheminée» fällt, kann sie vernichten oder zumindest ihres Glanzes berauben. Aber auch welche Genugtuung, ja Freude, wenn das Geformte in endgültiger Härtung die Glut von 920 Grad verlässt. Aber ich lasse Siméon Roussin selbst sprechen:

«Das ist sie ... die gallische Vase, ganz wie sie sein muss. Die Maserung hat sich dem Guss zu höherer Einheit verbunden. Noch warm, strahlend in ihren schönen Farben, ist sie fast ein Spiegel, in welchem sich das Gesicht und die Seele des Töpfers wiedererkennen ...»

E. H. St.

Warum junges Volk ins Kino geht

Ergebnis einer Umfrage

Worauf beruht die Kraft der Anziehung, die das Kino gerade auch auf unsere Jugendlichen ausübt? Was suchen sie in jener Welt der bewegten Bilder? Wir haben versucht, Antwort darauf zu bekommen: durch eine Umfrage bei jungem Volk aus verschiedenen Lebenskreisen. Deutlich hat sich im Zuge dieses Frage- und Antwortspiels gezeigt, dass vorab der Erlebnishunger, nicht pure Vergnügungssucht, die jungen Menschen ins Kino treibt. Das tägliche Leben ist ja, vor allem in den Städten, oft gleichförmig, farblos, arm an Spannung. Im Film aber «geschieht» doch wenigstens etwas — und die Welt der Phantasie ist schöner als der leere, nüchterne Alltag. «Weil etwas läuft» — «wegen der ‚rassigen' Handlung» — «weil es spannend ist» — so und ähnlich lauteten denn bezeichnenderweise die meisten Antworten auf unsere Frage, weshalb das junge Mädchen, der Bursche ins Kino gehe. Auffallend war dabei, dass die Mehrzahl der Befragten männlichen Geschlechts dem spannungsgeladenen abenteuerlichen «Wildwester», den sie als Gipfel des filmisch Sehenswerten priesen, sehr bestimmt den Vorrang vor dem Kriminalfilm einräumten.

Liebesgeschichten auf der Leinwand

scheinen bei der männlichen wie weiblichen filmbegeisterten Jugend auch nicht so «gefragt» zu sein, wie Tante Alwine befürchtet... Mit «mopsig», «fad», «ohnmächtig» und andern wenig schmeichelhaften Ausdrücken bedachten die jungen Befragten dieses Genre, wohl auch zum Teil aus einer verständlichen Befangenheit heraus. Immerhin wurde zugegeben, dass man «die Augen auch nicht gerade schliesse, wenn auf der Leinwand Süssholz geraspelt werde...»

Eine ausgesprochene Vorliebe für realistische Filme, besonders französische, bekundeten jene Jugendlichen, die dank einem intelligenz- und bildungsmässigen Vorsprung bereits eine kritische Einstellung zum Film gewonnen haben. Zweifellos ist da, neben dem erfreulichen Bedürfnis nach Kunstgenuss, der ungestillte Erfahrungsdrang der Jungen mit im Spiel, wenn sie sich am liebsten Filme ansehen, die «das Leben so zeigen, wie es ist». Aus unserer Umfrage ergab sich auch, dass bei jungen Mädchen weit häufiger als bei den Burschen die «Kinobegeisterung» auf eine bestimmte Person fixiert ist, sich also bei näherem Zusehen als Schwärmerei für irgendeinen Filmliebling entpuppt. Man rennt dann ins Kino — einfach des angebeteten Jean, Carry oder der vergötterten Gina wegen («Backfischschwärme» können ja ebensogut weiblichen wie männlichen Geschlechtes sein!). Und als wir einer solch jungen Schwärmerin auf den Zahn fühlten, war es nicht schwer zu merken, dass sich in ihre Verehrung für eine gewisse Diva der echt jugendliche Wunsch mischt, sich die Verhimmelte zum Vorbild zu nehmen, und sei es auch nur in Sachen der äussern «Aufmachung».

Das Ergebnis unserer Umfrage hat das bestätigt, was heute als Tatsache hingenommen werden muss, sofern man das Problem «Jugend und Film» ohne Scheuklappen angehen will: der Film ist für viele junge Menschen ein Bedürfnis geworden. Ja er kann sogar geeignet sein, der Jugend von heute etwas zu ersetzen, was ihr die Umwelt nicht mehr zu geben vermag. Ebenso gewiss aber können schlechte Filme zum

gefährdenden Anschauungsmaterial

werden, charakterverbildend wirken; besonders dann, wenn der junge Mensch sich im Entwicklungsalter, diesem Zustand der Ungelöstheit und der inneren Wirrnis, befindet. Deshalb ist im Zeichen des Jugendschutzes den noch schulpflichtigen Buben und Mädchen der Kinobesuch von Gesetzes wegen untersagt; in einzelnen Kantonen bildet das 18. Lebensjahr die Altersgrenze. Wie man weiss, versuchen aber immer wieder Jugendliche, die Schranke zu durchbrechen. Oft gelingt's, von der verbotenen Frucht zu naschen — und das «zugedrückte Auge» der am Kinogeschäft Interessierten leistet dabei leider nicht selten Helferdienste. Wird aber der Jugendliche ertappt und pflichtgemäss zur Rede gestellt, geht es nicht immer ohne Szene ab. Durch die «männliche Tiefe» seiner verstellten Stimme sucht dann etwa der eine zu beweisen, dass er bereits das «Kinoalter» erreicht habe, und ein anderer beteuert es bei seinem jungen, sprossenden Bart...

Mit Gutem das Schlechte bekämpfen!

Den «Zug der Jugend ins Kino» in Rechnung stellend, versucht man heute in erfreulich positiver Art, die jungen Menschen vor schädigenden Filmeinflüssen dadurch zu bewahren, dass man ihnen den Weg zum guten Film weist und ebnet. Man bietet ihnen besondere Jugendfilme oder, was noch besser ist, geeignete Erwachsenenfilme. Es sind ja gerade die für die «Grossen» geschaffenen Streifen, welche die stärkste Anziehungskraft auf die Jugend ausüben. Und diese sagt es einem unverblümt, dass sie nicht gerne in den «Filmkindergarten» geschickt werde. So ist es gut, dass immer wieder der eine und andere Erwachsenenfilm für Jugendliche, die noch nicht im «Kinoalter» stehen, freigegeben wird — nach sorgfältiger Wertung, wobei es abzuwägen gilt, ob der Streifen moralisch schädigend auf den unerwachsenen Menschen einwirken könnte, oder die jungen Nerven, vielleicht durch Schockwirkung, zu sehr anspannen würde. Der Zensor müsse dabei ohne Kleinlichkeit urteilen, aber doch einen sehr strengen Masstab handhaben, sagte uns Dr. Ingold, der auf der Polizeidirektion des Kantons Bern mit Verständnis dieses verantwortungsreichen Amtes waltet. So brauche die Tatsache an sich, dass ein Film einzelne, für Jugendliche wenig geeignete Szenen enthalte, noch kein Grund zu sein, ihn der Jugend nicht zu zeigen, sofern der Streifen gesinnungsmässig sauber, in seiner Gesamtwirkung gut und erzieherisch wertvoll sei.

«Erziehung für den Film»

Viel mehr sollte in Elternhaus und Schule noch getan werden, um den jungen Menschen durch eine Art «Erziehung für den Film» zu helfen, sich kritischer dazu einzustellen. Hat der Jugendliche zu urteilen gelernt, wird die Gefährdung gemindert. Auf alle Fälle ist es mit Verboten allein nicht getan. Denn das junge Volk wird weiterhin begeistert ins Kino gehen, ohne oder mit Verbot — und manchmal gerade wegen des Verbots.

Gerda Stocker-Meyer

Wenn in **Bern**
dann **«PERGOLA»**
Restaurant — Tea-Room (alkoholfrei)
vorzüglich gelegen für Besprechungen und Sitzungen. Per Tram nur 3 Minuten vom Bahnhof.
Belpstrasse 41 — Tel. (031) 5 91 46.
Parkplatz u. Tramhaltestelle (Nr. 3) vor dem Hause

Hochgebirgskuren für Asthmakinder

Von Dr. med. R. Campell, Chefarzt des Zürcher Asthma-Kinderheimes in Celerina

Trotz den umwälzenden Fortschritten der Chemotherapie, der Vitamin- und Hormonbehandlung, die heute in die Augen springen, muss man zugeben, dass das Asthma bronchiale der Jugendlichen besonders in den nördlichen Teilen Europas in den letzten Jahrzehnten eine Zunahme erfahren hat. Dieses allergische Leiden bedeutet für die kleinen Patienten eine wahre Plage und ist für deren Angehörige und schliesslich auch für die Allgemeinheit oft eine schwere Belastung.

Der Werdegang des Asthmaleidens ist etwa folgender: Ein vielleicht etwas nervöses — aber von Geburt sonst gesundes Kind — beginnt im Alter von etwa 2—10 Jahren, meist im Anschluss an Keuchhusten, Grippe, Masern oder dergleichen eine zunehmende Disposition für chronische Katarrhe der Luftwege zu entwickeln. Es entsteht eine trockene Bronchitis, die mehr und mehr zu spastischen Zuständen neigt; und allmählich zeigen sich typische Anfälle von Atemnot, die besonders die Ausatmung erschweren. Solche asthmatischen Zustände dauern dann in ungünstigem Klima bei entsprechender Disposition oft wochen- und monatelang an. Gelingt es nicht, sie zu mildern, so werden mit der Zeit Herz und Zirkulation beeinträchtigt. Der Patient kommt von Kräften, und es entstehen schwere Deformationen von Thorax und Wirbelsäule.

Der günstige Einfluss des Höhenklimas auf das chronische Asthmaleiden muss jedem Arzt auffallen, der in den Bergen wohnt. So haben Kollegen der Höhenstationen schon seit Jahrzehnten auf diese Sache aufmerksam gemacht, und sowohl Forscher wie auch Kliniker konnten diese Beobachtungen nur bestätigen. Es ist zu fordern, dass sich die Allgemeinheit mehr, als es bisher der Fall war, der zahlreichen Asthmakinder annehmen möge und darauf bedacht sei, ihnen eine genügend lange Hochgebirgskur zu ermöglichen. Die Asthmafrage ist sehr wichtig und bietet den grossen Vorteil, dass die für die Höhenkur aufgewendeten Mittel einen guten Erfolg versprechen bei Fällen, die auf anderem Wege gar nicht geheilt werden können.

Schon 1905 berichteten Turban und Spengler über 113 Fälle von Asthma bronchiale, die im Gebirge günstig reagiert haben.

Nach unseren Beobachtungen an einem grossen Material des Asthmakinderheims Villa Story (Hr. Trachsler) in St. Moritz erwies sich die Kur von drei bis sechs Monaten Hochgebirge — in veralteten, organisch bereits geschädigten Fällen — als zu kurz. Wir hatten nach vier bis sechs Monaten bei 110 konsekutiven Fällen 56 Prozent Dauerheilungen und 36 Prozent wesentliche Besserungen. Nach Verlängerung der Kur bei schweren Symptomen auf ein bis zwei Jahre erhöhten sich die Dauerheilungen bei Kindern auf 65 Prozent. Bei Erwachsenen war das Resultat viel weniger überzeugend. Es ist möglich, dass wir in Zukunft mit medikamentöser Unterstützung die Resultate noch verbessern können.

Die Stadt Zürich eröffnete 1942 das Asthma-Kinderheim Pravuler in Celerina auf 1800 m ü. M., dem ich seit der Gründung ärztlich vorstehe. Durch vorbildliche Einrichtungen, durch tüchtige, liebevolle Leitung, durch zweckmässigen Sportbetrieb, durch gesunde Ernährung, durch sorgfältige ärztliche Ueberwachung und vor allem durch geregelten Schulunterricht in allen Volksschulklassen — nach Zürcher Lehrprogramm — wurde es den Eltern in Zürich ermöglicht, die Kinder — wenn es sein muss, für ein bis zwei Jahre — fortlaufend im Gebirge zu belassen; so wurden sehr erfreuliche Resultate erzielt. Zur Bezahlung der sicherlich bedeutenden Unkosten helfen Eltern, Krankenkassen, Fürsorgeorganisationen mit und wo es nicht anders geht, auch die Allgemeinheit. So gelingt es meist, die sonst oft vernachlässigten Asthmakinder in kurzer Zeit gesund und lebensfreudig zu machen. In gleicher Weise schicken auch verschiedene Krankenkassen und Wohltätigkeitsorganisationen in Belgien ihre Asthmakinder für prolongierte Hochgebirgskuren in das Kinderinstitut Villa Story (E. Trachsler) in St. Moritz. Auch die dort gemachten Erfahrungen bei über 100 Asthmapatienten sind sehr vielversprechend. Die Beobachtungszeit ist teilweise zu kurz, um ein abschliessendes Urteil zu publizieren.

Neben den staatlichen Institutionen gibt es hier eine ganze Anzahl gutgeführter Kinderheime, die sich auch für Asthmakuren eignen. Von grosser Bedeutung sind die Mittelschulen im Gebirge mit gesunden Einrichtungen und ausgezeichnetem Lehrprogramm bis zur Maturität, vor allem das Lyceum Alpinum in Zuoz, dann das Progymnasium der Lehranstalt Schiers in Samedan, das Töchterinstitut in Fetan und das Töchterinstitut Theodosia in St. Moritz. Es ist besonders wichtig, gerade die astmaveranlagten Mittelschüler für längere Zeit im Hochgebirge zu belassen, damit sich ihr Körper in der Phase des grössten Wachstums gut und unbehindert entwickeln könne. Das hat — wie wir schon angedeutet haben — auch auf Geist und Charakter einen grossen Einfluss. Die Ueberempfindlichkeit verliert sich allmählich, und die jungen Leute können voller Kraft und Initiative den Lebenskampf antreten.

Gewiss, es ist ein grosses Opfer für die Eltern, wenn sie ihre asthmakranken Kinder für Monate oder gar Jahre aus dem Hause geben müssen; aber dieses Opfer lohnt sich und trägt gute Früchte fürs ganze spätere Leben.

So bleibt als Ergebnis dieser kleinen Abhandlung der Ratschlag: Das Bronchialasthma ist möglichst frühzeitig durch prolongierte Dessensibilisierungkur in der Höhe zu bekämpfen. Je natürlicher dabei die Lebensweise ist, desto besser. Ein gesundes Milieu spielt eine grosse Rolle. Die Höhenkur ist eine Abhärtungskur; Schonung ist dabei nur im Anfang nötig, vernünftige Gymnastik und Sport sind nicht nur erlaubt, sondern ein wesentlicher Teil der Behandlung. Asthmaattacken sind hier oben selten, sie brauchen nicht stark beachtet und vor den Patienten besprochen zu werden. Während der Attacke ist Schonung und Isolierung am Platz, aber weder zur Schau getragenes Mitleid noch Bevorzugung durch Speise und Unterhaltung. So wird bei den Kindern am besten das Gesundheitsgewissen geweckt; die neurotische Komponente verschwindet und macht einem zunehmenden Selbstvertrauen Platz, das zur definitiven Heilung wesentlich beiträgt.

Zuschriften an das Schweizer Frauenblatt

Die Atomfrage

Eine Lehrerin aus dem Toggenburg

«Ich lese wohl schon gegen 25 Jahre das ‚Schweizer Frauenblatt', bald eingehender, dann wieder etwas flüchtiger, je nach Zeit und Interesse an den behandelten Fragen. Aber eigentlich gibt es nicht vieles darin, das mich nicht in irgendeiner Weise interessiert.

Was mich jetzt ganz besonders beschäftigt, ist die Atomfrage. Wen sollte das nicht im Tiefsten berühren? Mir ist es unverständlich, warum nicht einfach Schluss gemacht wird mit diesen gefährlichen Versuchen, warum die Staatsmänner diese Verantwortung gegenüber der Menschheit weiter tragen wollen.

Und nun steht im Artikel: Nicht nachlassen ... in der vorletzten Nummer: Noch jetzt könnte vieles gerettet werden, wenn nicht mehr gesäumt wird. Gäbe es nicht doch einen Weg, dass unser kleines Land sich in nützlicher Weise in die Verhandlungen der «Grossen» einschalten könnte? Wäre es nicht denkbar, dass der Impuls dazu von uns Schweizer Frauen ausginge?

Sind sich nicht die Leserinnen des Frauenblattes, ja die Frauen überhaupt darin einig, dass unbedingt etwas geschehen muss? Ein Mahnruf aus unserem Lande müsste ertönen. Sonst werden wir uns vielleicht einmal den Vorwurf machen müssen, dass wir nicht getan haben, was in unserer Macht gestanden. Es handelt sich wohl heute um die von allen wichtigen Fragen wichtigste und dringlichste, weil die Arbeit auf lange Sicht durch Erziehung allein nicht genug ist.»

*

Die im Innersten beunruhigte Lehrerin erwähnt in ihrem Brief noch einige konkrete Vorschläge, auf welche Art und durch welche Institutionen als Trägerinnen der Sache die Schweizer Frauen sich zu einem gegen die schon immer vermehrt unternommenen Versuche richtenden Manifest zusammenschliessen könnten. Darauf kommen wir ein anderes Mal zu sprechen. *Red.*

Die Frauenrechtsfrage unter dem Gesichtspunkt der Erziehung

Ein Pädagoge und Sozialfürsorger aus dem Glarnerland schreibt uns:

Der Hinweis des Frauenblattes auf die unbewusste Haltung des Lehrers im Hinblick auf die spätere politische Stellung der Buben und Mädchen ist sehr wichtig. Auf der untern Volksschulstufe spielt dieser Gesichtspunkt noch keinerlei Rolle. Wenn aber in den letzten Schuljahren der Primar- und Sekundarschule schon gelegentlich verfassungs- und gesetzeskundliche Fragen gestreift werden müssen, ist die Versuchung für den Lehrer und die Buben sogleich da, zu denken: «Das geht die Mädchen eigentlich nichts an.» Und unwillkürlich beteiligen sich dann auch die Mädchen an dieser Fehlhaltung, indem sie entweder eine Desinteressiertheit aus verletztem Stolz bekunden oder erstmals sich bewusst werden, dass offenbar «ein Wertunterschied» zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht eine naturgewollte Sache sein müsse. Wer als Lehrer Kinder scharf zu beobachten weiss, kann beim Auftauchen gewisser Fragen der Bürgerrechtskunde sofort eine Veränderung der Gesichtszüge bei Buben und Mädchen feststellen: Uranfänge von Hochnäsigkeit bei den «künftigen Mannen», Uranfänge von Minderwertigkeitsgefühl bei den Mädchen.

Man mag sich im übrigen zur Frauenrechtsfrage stellen wie man will: Wem die Charakter-Erziehung in erster Linie am Herzen liegt, der muss beim heutigen Stand der hohen Bewusstheitsentwicklung eine Gefährdung der Psyche unserer Kinder zur Zeit ihrer späteren Pubertät auch in dieser Hinsicht feststellen. Es handelt sich da allerdings um sehr verborgene Gefährdungsfaktoren, die aber gerade darum nicht ignoriert werden dürfen. Es ist durchaus falsch zu sagen, dass die Rechts-Ungleichheit eine «alteingesessene Sache» sei und dass man früher an eine solche Charaktergefährdung durch Wertüberschätzung der Buben, durch Minderwertigkeitsgefühle der Mädchen infolge ihrer ungleichen bürgerlichen Stellung nie gedacht hätte und sicher auch keine schlimmen Folgen feststellbar gewesen wären.

Wahre Freundschaft ist immer eine grosse Gnadengabe Gottes, wie alles andere wahrhaft Gute.

*

Die Grundlage aller Freundschaft ist Treue, ohne diese ist sie nichts wert.

*

Wirkliche Freundschaft muss den Zweck einer gegenseitigen Ermunterung und Förderung in den höchsten Lebensfragen haben. *Hilty*

E. Spahn-Gujer

Begegnungen auf meiner Brasilienreise (1956)

Meer und Sternenhimmel

Wenn man völlig ungesucht und unerwartet eine grosse Reise in einen entfernten Erdteil machen darf, begegnet man ausser fremden, anders gearteten Menschen auch neuen, ungewohnten Naturerscheinungen. Da sind vor allem der unermesslich scheinende Ozean, der südliche Sternenhimmel und eine herrliche, unübersehbare, subtropische Landschaft. Mehr als auf dem angestammten Boden erfasst man die Grösse des Schöpfers, und unmittelbarer wird die Seele von der Gewissheit überwältigt, mit einbezogen zu sein in das holde Wunder der Schöpfung.

Auf kleineren Europareisen habe ich schon früher das tiefe Blau des Mittelmeeres bewundert, mich packen lassen vom gewaltigen Brausen und Branden des nördlichen Atlantik, und unvergesslich bleibt mir eine stürmische Fahrt auf der Ostsee. Wir Bewohner eines kleinen Binnenlandes sind vom Anblick des Meeres, in welcher Gestalt wir es auch immer erleben mögen, gerade so fasziniert, wie es die Menschen der weiten Ebenen von unsern Bergen sind. Beide, Meer und Berge sind uns seit früher Kindheit als Symbole der Ewigkeit vertraut. Im Alten Testament lässt der Psalmist Gott, den Unergründlichen und Unfassbaren, in den Tiefen des Meeres wohnen und die Menschenkinder zu den Gipfeln der Berge aufschauen, von denen ihnen Hilfe kommt. Dadurch haben sie für uns die Schrecken der Natur verloren und sind statt dessen zu Zeugen von Gottes Allgegenwart geworden. Schon aus diesem Grunde musste mir die zweimal dreizehntägige Fahrt von Genua nach Rio de Janeiro und zurück zum besondern Erlebnis werden: zur Begegnung mit einer Welt, die zwar diesseits ist, aber bereits als Abbild einer jenseitigen empfunden wird.

Wenn ich jeweils am späten Abend ganz allein auf dem obersten Deck des stolzen Schiffes stand, nichts über mir als den gestirnten Himmel, erst der nördlichen und dann der südlichen Hemisphäre, und nichts um mich als die dunklen Wogen des nächtlichen Ozeans, erfüllte mich eine seltsam tiefe Freude. Ich spürte gleichsam Gottes Geist über den Wassern und vernahm mit leisem Schauer sein gebietendes Wort: «Es werde Licht!» Und dieses Licht kam schön und strahlend und flutete am Tag als goldene Sonne über die endlos scheinende Weite und leuchtete des Nachts in der vertrauten Mondscheibe, im seltsamen «Kreuz des Südens» und unzählbaren neuen Sternen unglaublich hell und so nah, wie wir sie am Firmament der nördlichen Halbkugel nie erblicken können.

Begegnungen auf dem Schiff

In der zweiten Schiffsklasse, die meine jüngste Schwester und Reisegefährtin und ich gewählt hatten, und die von der ersten und dritten Klasse ziemlich streng getrennt ist, haben wir auf der Hinfahrt nur wenige Landsleute getroffen: eine hübsche, elegante Zürcherin, die zur Hochzeit ihres einzigen Sohnes nach Santos fuhr, und eine lebhafte, unternehmend aussehende Glarnerin, welche unsere Frauenblatt-Redaktorin schon gekannt hat, als diese noch ein Kind war. Wir hatten sie auf der Stadtrundfahrt in Barcelona entdeckt und trotz der getrennten Schiffsklasse gute Kameradschaft mit ihr gehalten. Sie hat mir schon dadurch imponiert, dass sie trotz ihrer zurückgelegten 69 Jahre Touristenklasse fuhr, um länger in Südamerika bleiben zu können. Sie wollte eine Kusine bei der Liquidation ihres kleinen Geschäftes helfen und einem erblindeten Familienfreund etwas Heimatluft bringen. Ihr Amerikaplan hatte sich natürlich in der kleinen Stadt herumgesprochen; von allen Seiten kamen Leute mit kleinern und grössern Päckli, welche die kühne Ueberseefahrerin für Verwandte in Rio und Sao Paulo mitnehmen sollte. Mehr als einen zusätzlichen Koffer hat die gute Frau dafür gebraucht; hatte sie sich den einen als freundliche Botin zur Verfügung gestellt, durfte sie den andern diesen Dienst nicht abschlagen. In solchen und ähnlichen Dingen die Vorzüge und Nachteile einer kleinen Stadt.

Gerne plauderten wir mit jungen italienischen Müttern, die mit ihren Kindern nach Argentinien fuhren, wo ihre Männer bereits als Ingenieure oder Bauleiter tätig waren. Wir trafen Südamerikaner, die ihre alte Heimat besucht hatten, oder einmal den kleinen, unruhigen Erdteil sehen wollten, der Europa heisst. Aber wir konnten mit den wenigsten sprechen, weil sie nur spanisch oder portugiesisch verstanden. Auch Deutschland war auf dem Schiff vertreten: jenes, das wir leider in der Schweiz nur zu gut kennen, und das von seiner jüngsten Vergangenheit nichts gelernt und alles vergessen hat; aber Gott sei Dank auch das andere, das sich über jenes grämt und dessen Schuld gerne gutmachen und sühnen möchte. Guten Kontakt hatten wir auf der Hinfahrt mit einer Argentinierin aus Valparaiso, die ihren Liegestuhl auf Deck dicht neben dem unsrigen hatte. Als südamerikanische Vertreterin der katholischen Flüchtlingshilfe war sie schon manches Mal nach Europa und zurück gefahren und hatte ihrer menschenfreundlichen Tätigkeit jedes Mal den Zoll schwerer Seekrankheit bezahlt.

Auf der Rückreise gab es zahlreichere Begegnungen. Da waren junge Schweizer, die enttäuscht aus Brasilien zurückkehrten. Wenn man aber näher mit ihnen ins Gespräch kam, erfuhr man, dass sie ihre Enttäuschungen weniger an Brasilianern erlebt hatten als an eigenen Landsleuten. Niemand hatte zur Zeit, da die ältern unter diesen ausgewandert sind, auf sie gewartet, so wenig als man in fremden Landen auf die jungen Leute von heute wartet. Sie hatten einfach die Zähne zusammenzubeissen, sich auf längere und härtere Arbeitszeit einzustellen und auf allerlei Gewohnheiten, Bequemlichkeiten und Liebhabereien zu verzichten. Nun aber, da sie sich hindurchgebissen und sich eine gute Position errungen haben, sind sie nicht gewillt, den Neulingen die Hände unter die Füsse zu legen. Diese sollen nach ihrer Meinung ihr Glück selber suchen und erst eine Weile zappeln, wie auch sie einst suchen und zappeln mussten. Und dann gibt es natürlich auch unter den Auslandschweizern genau so verschiedene Menschen wie im Vaterland: vom Leben gestählte, aber treu und redlich gesinnte, und auch solche, welche die Unerfahrenheit der eben Eingewanderten ausnützen. Diese unsere eigene Erkenntnis ist uns von einem St. Galler bestätigt worden, der auf einem Heimaturlaub weilte und seit mehr als dreissig Jahren in Brasilien lebt

Als wir eines Abends im Salon auf dem Passegiata-Deck nach einem Tischlein Ausschau hielten, an dem wir unsern Kaffee schlürfen konnten, entdeckten wir in einer Ecke noch zwei freie Sitze. Ein alter Herr musste sich da gelangweilt haben, denn er war sichtlich froh, Gesellschaft zu bekommen. Er kam aus Chile und sprach spanisch. Aber wenn er seine Sätze ebenso langsam und deutlich formulierte wie wir unsere italienischen, konnten wir uns ganz leidlich verständigen. Seit 24 Jahren war er nie mehr in Spanien, seiner alten Heimat, gewesen, und nun wollte er einen Sohn besuchen, der sich dort ver-

Verantwortung für die Infirmen

In Zürich tagte unter dem Vorsitz von Alt-Regierungsrat Dr. Briner in Anwesenheit zahlreicher Gäste von Bund, Kanton und Stadt sowie von befreundeten schweizerischen Werken die 32. Delegiertenversammlung Pro Infirmis. Nach Abnahme von Jahresbericht und Jahresrechnung wurden für langjährige verdiente Mitglieder folgende Ergänzungswahlen in den gesamtschweizerischen Vorstand vorgenommen: Dir. A. Breitenmoser, Neu St. Johann; Dr. med. J. Fässler, Oberwil ZG; Dir. Pfr. W. Grimmer, Anstalt für Epileptische, Zürich; Frau Dr. E. Hess, Engelberg; Frl. Prof. Dr. Oertli, Zürich; Alt-Bundesrat Dr. R. Rubattel, Pully VD; J. von Burg, Bern. Die Versammlung stellte zuhanden des Bundesamtes für Sozialversicherung Anträge für die Verteilung der Bundessubvention und hörte mit Bedauern vom beträchtlichen Rückgang des diesjährigen Sammelergebnisses in den Kantonen Schwyz, Freiburg, Tessin, Wallis und Genf. Glücklicherweise entspricht das Gesamtresultat dennoch ungefähr dem letztjährigen.

Im Mittelpunkt der Nachmittagsverhandlungen standen Referate über den Infirmen im Lebenskreis der Gesunden und die besondern Schwierigkeiten der Angehörigen gebrechlicher Kinder. Chefstadtarzt Dr. Pfister wies in aufrüttelnder Weise auf die notwendige psychologische Erziehung der Gesunden hin; weder der Invalide noch der Gesunde können sich restlos aneinander anpassen. Aerztliche Kunst, technische Errungenschaften, Können und Selbstlosigkeit vieler Heilpädagogen und Fürsorger haben den Invaliden den Weg zur Allgemeinheit geebnet. Allein Vorurteile oder falsche Plazierungen (z. B. charakterlich Schwieriger) bringen auch heute viele Erschwerungen. Die grössten Probleme stellen momentan — und in Zukunft wohl noch vermehrt — die Altersinvaliden. Nicht nur der Bettenmangel, sondern der Mangel an Pflegepersonal ist katastrophal: eine obligatorische pflegerische Rekrutenschule für die weibliche Jugend wäre dringlich und von grösster Bedeutung für das Gesamtwohl.

Frau Dr. Egg-Benes, die Pionierin der heute von der Stadt Zürich übernommenen Heilpädagogischen Schule, schilderte in ergreifender Weise die Not der Familie, verursacht durch ein gebrechliches Kind.

Eine Fülle wissenschaftlicher und praktischer Ideen brachten die geistreichen Ausführungen des international bekannten Walliser Psychiaters und Vizepräsidenten, Dir. Dr. Repond, Monthey. Irrtümer, unbewusste Angst- und Schuldgefühle führen leicht zur Ablehnung alles Andersartigen und Krankhaften durch den Gesunden und verursachen seelische Fehlentwicklungen bei den dadurch erst recht isolierten Infirmen. Die Haltung ihnen gegenüber ist nicht nur in den verschiedenen Ländern, sondern auch in unserm Lande noch ausserordentlich verschieden. Erst kürzlich verweigerte ein Vater die Amputation eines Beines bei seinem verunglückten Knaben, der dadurch ohne weiteres gerettet worden wäre: «Ich will keinen Krüppel.»

Die schwerbehinderte bisherige Sekretärin der Arbeitsgemeinschaft schweizerischer Kranken- und Invalidenorganisationen, Frl. Gertrud Saxer, Bern, selbst ein Beispiel der Gebrechensüberwindung, zeigte sehr anschaulich, welch grosse Hilfe auf dem Wege zur möglichst weitgehenden beruflichen und vor allem auch menschlichen Eingliederung der Invaliden ins Volksganze Klubs von Invaliden sind; sie bieten Gemeinschaft, Freundschaft unter Menschen mit gleichartigen Problemen, den eigenen Kräften angefasste Freizeitmöglichkeiten und lassen die Invaliden Verantwortung tragen. *ZSZ*

Markt am Herbsttag

Zwei Buben pirschen über den Markt. Auf Notizblättern sammeln sie Stoff für einen Schulaufsatz. Sie notieren Preise, fragen nach Herkunft von Gemüsen und Obst und tun sachverständig und erfahren. Unvermutet geben ihnen grüne und gelb gesprenkelte, lustig gerunzelte Früchte ein Rätsel auf. «Ist das eine neue Sorte von Melonen?», wollen sie wissen, und hören, dass es sich um Zierkürbisse handelt, um Früchte, die nur zum Betrachten und nicht zum Schmausen geschaffen sind. Welche Enttäuschung! In einem fort aber bereitet der Spätsommer Pflanzern, Gärtnern, Marktleuten und ihren Kunden Enttäuschungen. Wo bleibt die Sonne? Wo bleiben Glanz und Wärme? «Nur nicht sauertöpfisch werden», meint das junge Mädchen vom Land. Es schneidet von einem trompetengelben Kürbis einen tüchtigen Schnitz und rühmt die Suppe, die daraus werden soll, rühmt auch die rosazart beschalten Kartoffeln, die sich besonders gut als Geschwellte und zu Kartoffelstock eignen.

Der allzusehr gebleichte August will nun Abschied nehmen. Aber hat er sich nicht redlich bemüht, noch dies und das zum Reifen zu bringen? Die Maiskolben zum Beispiel. Sie stecken in fahlgrünen Manschetten und lassen blonde Kürassierschöpfe sehen. Eine Frau interessiert sich für die Zubereitung der Kolben — weichkochen, mit frischer Butter bestreichen und unter die Zähne nehmen —, kauft gleich ein halbes Dutzend und freut sich, ihrer Familie eine aparte Nouveauté vorzusetzen. Es werden auch Auberginen und Peperoni empfohlen, besonders die gelben und roten, darin die allzu beissende Schärfe erloschen ist. Sehr umworben sind die guten gesprickelten «Berner Landfrauen», nicht minder die feinen Salatböhnchen. Das Tessin schickt wohlfeile Tomaten und Bleichsellerie, der eher grünlich geraten ist. Vom Kopfsalat muss man jetzt nicht mehr viel wollen. Versuchen Sie doch den gekräuselten Batavia oder nehmen sie ein Hämpfeli Gartenkressen oder Endivien. Besser als in früheren Jahren wird das Kräutersortiment gepflegt. Bohnenkraut, Thymian, Dill, Estragon — es ist an der Zeit, einen Steingutopf mit Gürklein oder mit Silberzwiebeln zu füllen.

Noch gibt es Hausfrauen, die gern sich mit dem Einmachen befassen. Wenn nur das Obst nicht so teuer wäre! Immerhin gilt da und dort für Zwetschgen der Kilopreis von einem Franken. Sommersprossig getüpfelte Zuckerpfläumlein ergeben einen delikaten Wähenbelag. Es seien Mirabellen und keine Zuckerpflümli, behauptet die Bäuerin. Als ob es auf den Namen und nicht auf die Süsse der Früchte ankäme! Grasgrüne Berikerbirnen, prächtige Rivierapfirsiche und Williams- und Madame-Claps-Birnen wechseln in die Kundenkörbe. Einen blanken Fünfliber für ein Kilo Heidelbeeren kann wirklich nicht jede Hausfrau hinlegen, besonders nicht so gegen den Letzten. Weshalb auch der Holunder einen runden Franken kostet, ist einem nicht ohne weiteres plausibel.

In üppigen Büschen sind gelbe und braunrote Helenium versammelt. Sonnenblumen verbreiten Fröhlichkeit. Bildhübsche blaue und weisse Glockblumenstöcklein ranken auf einem Kistenpodest. Bewunderung gebührt den purpurroten und weissen Gloxinien und einer Fuchsia, die den Herbst mit über hundert Glöcklein einläutet. Brauchen Sie Monatserdbeeren? Sie blühen so eifrig, als wäre es Mai, und sie gedeihen auch in Balkonkistchen.

Hinter den Bergen der Eierschwämmlein sieht man missmutige Gesichter. Angebot und Nachfrage stehen leider gar nicht im Einklang. Die Eierfrau avisiert einen Preisaufschlag für Hühnerprodukte. Von ihrem Neugeborenen berichtet die junge Fischhändlerin, dieweil sie Felchenfilets präpariert und eine Seezunge aus der felsengrauen Haut schält.

G. H.

Alkoholfreie Gaststätten in der Schweiz

Nach Angaben des Sekretariates der Schweiz. Stiftung für Gemeindestuben und Gemeindehäuser, in Zürich, sind von den rund 27 500 Gastwirtschaftsbetrieben der Schweiz etwa 2200 alkoholfrei. Von diesen haben in runden Zahlen 400 gemeinnützigen Charakter; davon sind 90 der Schweiz. Stiftung für Gemeindestuben und Gemeindehäuser angeschlossen. In diesen 90 Betrieben werden täglich etwa 30 000 Gäste verpflegt.

Der ebenfalls auf gemeinnütziger Grundlage aufgebaute Verband Volksdienst-Soldatenwohl besitzt 22 Soldatenhäuser und führt im Auftrag von Unternehmungen 174 Fabrikkantinen, Wohlfahrtshäuser u. ä., mit insgesamt 90 000 Gästen im Tag. Aehnlich wie die Tätigkeit dieses Verbandes gestaltet sich diejenige des Departement Social Romand im Welschland, mit 24 Soldatenstuben und 56 anderen Betrieben.

SAS.

Teure Früchte

Es kann nicht bestritten werden, dass der Früchtemarkt gegenwärtig ausserordentlich hohe Preise notiert. Auch wenn man die Geldentwertung in Anrechnung bringt, liegen sie sogar über denjenigen des letzten Weltkrieges. Ein Vorwurf an unsere Obstproduzenten wäre jedoch an die falsche Adresse gerichtet. Das einheimische Angebot an Aepfeln und Birnen ist und wird auch den ganzen Herbst über derart gering sein, dass die Preise ausschliesslich durch das Auslandsangebot diktiert werden. Die prekären Ernteaussichten werden vielleicht am besten durch die Tatsache illustriert, dass heute schon von den landwirtschaftlichen Genossenschaften (sogar von solchen in ausgesprochenen Obstgebieten) Bestellungen für mehrere hundert Wagen Import-Tafelobst vorliegen, um die Bauern und übrigen Kunden auf dem Lande versorgen zu können. Wer dieses Jahr z. B. in Italien — unserem wichtigsten Früchtelieferanten — in den Ferien war, konnte die extrem hohen Preise an Ort und Stelle bestätigt finden.

SPZ

Wenn ich nun von notwendigen Verbesserungen in unserem Lande spreche, drängt es mich, zu sagen, dass die Hälfte der mündigen Landsleute noch ohne Stimm- und Wahlrecht ist. Es sind die Mitbürgerinnen. Ich bin der Meinung, dass ihnen die gleichen politischen Rechte zustehen sollen wie uns Männern. Wir Männer rühmen uns, immer für die Erweiterung und Festigung der Volksrechte einzustehen und zu kämpfen; schon daher können wir nicht anders, als auch für die Erweiterung der Rechte der mündigen Frauen einzustehen im Sinne der Gleichberechtigung. Arbeiten sie nicht auch wie wir Männer, vielleicht noch strenger? Zahlen sie nicht auch Steuern? Sie werden gute Mütter und Hausfrauen bleiben, auch wenn sie die politischen Rechte ausüben können.

Statthalter Max Witta an der Bundesfeier in Olten

«40 Jahre Schweizer Woche»

Unter diesem Stichwort und in sorgfältiger graphischer Gestaltung veröffentlicht die Werbeaktion Schweizer Woche mit Sitz in Solothurn ihren Jubiläums-Tätigkeitsbericht. 42 916 offizielle Teilnehmerplakate wurden für die «Leistungsschau der Heimat 1956» verwendet. Diese Ziffer allein schon gibt einen Begriff von der erfreulichen Ausdehnung, welche die alljährliche Schaufenster-Landesausstellung des schweizerischen Detailhandels genommen hat. Gewissermassen mit geballter Kraft wird da jedes Jahr in Zehntausenden von grossen und kleinen, luxuriösen und schlicht-bescheidenen Auslagen eine Gemeinschaftspropaganda für Schweizer Arbeit durchgeführt, welche die individuelle Werbung in glücklicher Weise und auf höherer Stufe ergänzt. Wenn man vernimmt, dass an jener Beteiligungsziffer auch die Westschweiz mit 5087 und der Südkanton mit 2159 partizipiert haben, so darf die Schweizer Woche zu den grössten ausstellungsmässigen Veranstaltungen unseres Landes gezählt werden. Dabei wird, wie es bei der Struktur der schweizerischen Wirtschaft nicht anders denkbar ist, jegliche Spitze gegen das Ausland sorgfältig vermieden. Ueber die Mitwirkung der Industrie als Hauptnutznieserin der Schweizer-Woche-Werbung, über die vielen Sonderaktionen im Rahmen des Ganzen, über Pressefahrten, Wettbewerbe, Mitarbeit von Schule und Rundspruch, Film, Television und öffentlichen Verwaltungen gibt der illustrierte Bericht anschaulich Auskunft. Namhafte Persönlichkeiten der wirtschaftlichen und kulturellen Schweiz hatten das Patronat der 40. Schweizer Woche übernommen, an ihrer Spitze der Vorsteher des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartements. Besonders interessant wie immer ist der Einblick in die übrige Tätigkeit der Schweizer-Woche-Organisation (Pressedienst, Einsprachen, Schutz schweizerischer Wappen und Ursprungshinweise usw.). Nach dem Gesagten darf man auch der 41. Schweizer Woche 1957 (19. Oktober bis 2. November) einen vollen Erfolg wünschen; denn in der Tat: Die Idee der Gemeinschaftswerbung für schweizerische Leistung steht über den Konjunkturkurven. Sie lebendig zu erhalten und auszubauen erachten die Verantwortlichen als nationale Verpflichtung. *(SW-PD)*

HERAUSGESCHNITTEN

Malati Barva — 18 Jahre alt

Krankenschwester für 500 000 Menschen

Malati Barva ist 18 Jahre alt. In kurzer Zeit wird sie am Medical College Hospital in Dacca ihre Abschlussprüfung als Krankenschwester ablegen. Dem Europäer scheint dies kein Ereignis zu sein, das wert wäre, gemeldet zu werden. Aber Malati Barva lebt in Ost-Bengalen.

Ost-Bengalen zählt heute rund 43 Millionen Einwohner und verfügt über etwa hundert ausgebildete Krankenschwestern — das heisst, eine Schwester hat theoretisch rund 500 000 Menschen zu betreuen. Bis vor kurzem wurden an den pakistanischen Schwesternschulen pro Jahr zehn Krankenschwestern ausgebildet. Wenn man dieses Niveau beibehalten hätte, würde Ost-Bengalen rund 7000 Jahre brauchen, bis es, was die Zahl der Pflegerinnen betrifft, den Stand Westeuropas oder der USA erreichen könnte. Im Laufe der letzten zehn Jahre jedoch unternahm die pakistanische Regierung die notwendigen Schritte, um die Ausbildungslehrgänge zu verbessern und die Zahl der geschulten Schwestern so rasch als möglich zu erhöhen. Diese Massnahmen wurden unterstützt durch die Entsendung von Schulungskräften durch die Weltgesundheitsorganisation (WHO) und durch die Lieferung einer grossen Menge von Lehrbehelfen durch den Kinderhilfsfonds der Vereinten Nationen (UNICEF) als Teil einer Zuwendung in einer Gesamthöhe von 893 000 Dollar, die für den Ausbau der Betreuung von Mutter und Kind in Pakistan bestimmt ist.

Eine der Hauptschwierigkeiten, die sich der Entwicklung dieses nationalen Programmes noch immer hemmend entgegenstellt, ist das weitverbreitete Vorurteil der Bevölkerung, das viele gebildete Mädchen davon abhält, den Beruf einer Krankenschwester zu ergreifen. Als Malati Barva während der vierten Klasse der Schule in Chittagong, die sie besuchte, zum erstenmal Interesse zeigte, Krankenpflegerin zu werden, wurde sie mit einer Sturzflut von Einwänden seitens ihrer Eltern überschüttet, die letzten Endes darauf hinausliefen, dass eine Krankenschwester nicht nur Frauen, sondern auch Männer zu pflegen habe, und dass es daher eine unmoralische Arbeit sei. Malati ist eines der wenigen pakistanischen Mädchen, dem es schliesslich doch gelang, eine Aenderung der Haltung seiner Eltern zu erreichen. Auch heute noch können viele Stellungen, die in Ost-Bengalen für Studentinnen und geschulte Krankenpflegerinnen offenstehen würden, nicht besetzt werden!

Bei den Bemühungen um die Ueberwindung der Vorurteile der Bevölkerung können die in anderen, von der UNICEF unterstützten mohammedanischen Ländern erzielten Erfolge als Beispiel dienen. So ist die Krankenpflege heute in Aegypten, Iran, Syrien oder Indonesien bereits ein geachteter und beliebter Beruf für Mädchen, und selbst in Afghanistan, wo die Opposition noch stärker ist als in Pakistan, wurde durch die Haltung der Regierung eine merkliche Wendung zum Bessern in der öffentlichen Meinung herbeigeführt. Zwei Töchter des Premierministers waren unter den erfolgreichsten Absolventinnen eines von der UNICEF abgehaltenen Kurses für Krankenschwestern und Hebammen.

Die Hoffnung für die von Krankheiten und Seuchen heimgesuchte Bevölkerung liegt bei Mädchen wie Malati, die sich heute den gleichen Schwierigkeiten und Vorurteilen gegenübersehen, die ihre Schwestern in Westeuropa vor einem knappen Jahrhundert zu überwinden hatten. Im vergangenen Jahr wurden in ganz Asien rund 13 000 Krankenschwestern und Hebammen an den von der UNICEF unterstützten Institutionen ausgebildet. Wenn sie alle an ihre künftigen grossen Aufgaben mit der gleichen Hingabe und dem gleichen Enthusiasmus herangehen wie Malati Barva, werden die sozialen Schranken, die sich heute dem Fortschritt in Asien noch entgegenstellen, bald zusammenbrechen.

Aus «Informations-Bulletin UNICEF»

Am 15. August gab Radio Beromünster im «Echo der Zeit» einige Bruchstücke aus einer Aussprache zum besten, die im Rahmen der Freundschaftswoche Schweiz—Dänemark in Rapperswil durchgeführt wurde. Dabei konnte man wieder einmal mehr feststellen, wie empfindlich die sonst so nüchternen Schweizer reagieren, wenn ein Ausländer an Dinge rührt, die nicht gerade auf einem Ruhmesblatt in unserer demokratischen Landesgeschichte stehen. So beeilte sich zum Beispiel ein Rapperswiler Bürger, die von den Dänen angetönte Stimmfaulheit der Schweizer möglichst zu bagatellisieren, ja er verstieg sich sogar zu der Behauptung, dass die Stimmbeteiligung «bei uns meistens» 70, 80 und 90 Prozent betrage. Wie aus der Antwort eines dänischen Bürgermeisters hervorging, wusste dieser jedoch genau Bescheid.

Zu einer noch schärferen Reaktion schweizerischerseits kam es bei der Diskussion über das Frauenstimmrecht. Kaum hatte ein mutiger Schweizer Votant es gewagt, ruhig und sachlich seiner Hoffnung auf baldige Erfüllung des von zahlreichen Schweizern und Schweizerinnen erhobenen Wunsches Ausdruck zu geben, als ihm das Wort von einem anderen Schweizer förmlich abgeschnitten wurde — die Sendung vermittelte wenigstens diesen Eindruck —, der mit vor Erregung bebender Stimme u. a. erklärte, die Mehrheit der Schweizer Bürger denke keinesfalls so, die Frauen seien bei uns alle zu Hause und widmeten sich ausschliesslich der Kindererziehung usw. usw., und dass überhaupt nur eine ganz kleine Minderheit von Frauen die politischen Rechte haben wolle. Da leider kurz darauf die Sendung abgebrochen wurde, konnte man nicht mehr erfahren, ob in der weiteren Diskussion auf die Resultate der drei grossen Frauenabstimmungen in Genf, Basel und Zürich hingewiesen wurde, bei welchen bekanntlich eine überwältigende Mehrheit von Frauen sich für die Erreichung der politischen Rechte ausgesprochen hatte.

Diese krasse Verdrehung von Tatsachen, die überdies in einem arroganten und selbstgerechten Ton vorgebracht wurden, hat bei vielen Radiohörern (sicherlich auch bei einigen Dänen) einen peinlichen Eindruck hinterlassen. Meines Wissens sollen die Freundschaftswochen, die zwischen der Schweiz und andern Ländern veranstaltet werden, einem offenen Gedanken- und Erfahrungsaustausch über staatsbürgerliche und kulturelle Belange dienen und wohl auch die gegenseitige Achtung fördern. Es wäre daher sehr zu begrüssen, wenn gewisse Schweizer bei solchen Aussprachen sich einer objektiveren, sachlicheren und vor allem ehrlicheren Stellungnahme befleissigen würden.

L. L.

Aus «Briefe an die NZZ», Neue Zürcher Zeitung

---

heiratet hatte. Seine Frau führte unterdessen das kleine Hotel in Chile, das sie miteinander hochgebracht hatten. Wir tranken noch ein zweites Mal Kaffee mit ihm und begegneten ihm auch hie und da bei den abendlichen Spaziergängen auf Deck. Er zählte die Tage bis zur Landung in Barcelona und freute sich wie ein Kind auf seinen Sohn und dessen Familie, die er noch nie gesehen hatte. Aber es kam ganz anders. In der Nacht nach dem mehrstündigen Landaufenthalt im heissen Dakar erlitt er einen Schlaganfall und starb kurze Zeit darauf im Schiffsspital. Sein jüngerer Sohn, der ihn auf dieser letzten Reise begleitet hatte, wechselte nach dieser schmerzlichen Begebenheit die Kabine und den Tisch im Speisesaal. Es war hart für ihn, im ersehnten Barcelona mit dem toten Vater an Land gehen zu müssen. Ich sehe diesen alten Mann mit den grossen Kinderaugen und der erwartungsvollen Ungeduld immer noch vor mir. Und unvergesslich bleibt mir auch Pater Bonaventura, der durch seine echte Bescheidenheit und feinsinnige Art seinem Orden des «Ora et labora» und dessen ritterlicher Tradition alle Ehre machte. Vergnügt und froh aber bin ich heute noch, wenn ich an verschiedene Mitglieder des Touring Club von Rio und Sao Paulo denke, Herren und Damen älterer Semester, welche eine Europareise machten und die in Erwartung all der Dinge, die da kommen sollten, ganz jugendlich wurden.

(Fortsetzung folgt)

KÜHLSCHRANKFABRIK Imber A. G.
ZURICH 3
KOMPLETTE BUFFET- UND OFFICEANLAGEN, KÜHLSCHRÄNKE, KÜHLVITRINEN, GLACEANLAGEN
1863 94 1957

Veranstaltungen

LYCEUMCLUB ZÜRICH

Programm für den September 1957

Montag, 16., 17 Uhr: Hauskonzert. Nina Nüesch, Alt; Nini Berger, Cello; Doris Keller, Klavier. Sonate für Cello und Klavier von de Fesch; altitalienische Arien mit obligatem Cello; Lieder von Hugo Wolf; drei Gesänge nach mittelhochdeutschen Dichtungen von S. v. Hausegger.

Montag, 23., 17 Uhr: Annemarie Blanc liest unveröffentlichte Werke von Prof. C. J. Burckhardt und Prof. Rob. Faesi. (Da Frau Annemarie Blanc beruflich sehr in Anspruch genommen ist, müssen wir eventuell leider auf eine Absage in letzter Stunde gefasst sein. Telephonische Auskunft im Club.)

Montag, 30., 17 Uhr: Mme. Claude Arsac nous présente son roman «Le Bâtisseur».

VOLKSBILDUNGSHEIM
NEUKIRCH AN DER THUR

14.—19. Oktober 1957
Werkwoche

für Schnitzen, Stoffdrucken, farbiges Gestalten
Kursleiter: Frau Ruth Jean-Richard, Zürich, Stoffdrucken und farbiges Gestalten und Herr Werner Dreier, Oberburg b. Burgdorf, Schnitzen (an Stelle von Herrn Robert Hess).
Pensionsgeld: Fr. 9.— bis Fr. 10.— pro Tag
Kursgeld für die ganze Woche: Fr. 15.—
Kursgeld für einzelne Tage ohne Pension: Fr. 5.—
Materialgeld ca. Fr. 10.—.

Neukirch an der Thur wird erreicht über die Bahnstationen Bürglen oder Sulgen (Linie Zürich-Romanshorn), sowie über die Bahnstation Kradolf (Linie Sulgen-St. Gallen). Von Bürglen aus Postauto nach Neukirch an der Thur.

Programme erhältlich im Volksbildungsheim Neukirch an der Thur. Tel. (072) 5 24 35.

Radiosendungen

vom 8. bis 14. September

Sonntag, 8. September, 10.25: Gabriela Mistral, Hörbild über ihr Leben und Werk. — Montag, 14.00: Notiers und probiers. So kocht man im Ausland — Gärtnerinnen aus Liebe — Das Rezept — Was möchten Sie wissen? — Mittwoch, 14.00: Mütterstunde. — Freitag, 14.00: 1. In ihr stecken wir. Eine Chemikerin gibt Auskunft über unsere Haut. 2. Was mer so erläbt ...

Redaktion:
Frau B. Wehrli-Knobel, Birmensdorferstrasse 426
Zürich 55, Tel. (051) 35 30 65
Wenn keine Antwort: (051) 26 81 51

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Fräulein Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

DIE FRAV IN KVNST VND KVNSTGEWERBE

Basler Leckerli
prima Qualität per kg Fr. 6.— und Porto. Ab 2 Kilo franko.
K. Grether, Basel
Wanderstrasse 45
(Nachnahmeversand)

Inserieren führt zu Erfolg!

Zürcher Geschäftsfrauen empfehlen sich

Küsnacht, Zürich
Kunststuben Maria Benedetti
Seestrasse 160, Tel. 91 07 15
Die interessante GALERIE mit bestgeführtem RESTAURANT und täglichen Konzerten am Flügel

Zürich Institut Minerva
Handelsschule — Vorbereitung: Maturität ETH
Arztgehilfinnenschule

Damen- und Kinder-
Schürzen
in allen Grössen und vorzüglicher Passform finden Sie in grosser Auswahl im
Schürzenspezialgeschäft
Louise Gruber, Strehlgasse 2, beim Weinplatz

Alkoholfreie Gaststätten laden Sie ein

Vorhänge
Neueste Dessins in grosser Auswahl. — Anfertigung prompt und fachgemäss in eigenem Atelier. Lassen Sie sich unverbindlich von uns beraten.
SCHLICHTIG
Storchengasse 16, Zürich 1
Telephon (051) 231409

Das «Schweizer Frauenblatt» wird nicht nur von Einzelpersonen abonniert, sondern auch von über 200 Kollektivhaushaltungen!

Restaurants des Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften **Winterthur**
«ERLENHOF» beim Bahnhof Tel. (052) 2 11 57
«HERKULES» am Graben Tel. (052) 2 67 33

Neuzeitliche Mittag- und Abendessen ab Fr. 1.50
Nachmittags und abends Konzert im 1. Stock
Sie werden sich wohlfühlen im alkoholfreien
CAFE APOLLO BAR
MIT DEM BERÜHMTEN KAFFEE FÜR KENNER
Zürich, am Stauffacher, im Hause Kino Apollo

WELTI-FURRER
Möbeltransporte
in der Stadt
über Land
ins Ausland und
nach Übersee
Möbellagerhäuser
23.76.15

Ohne Magenbeschwerden -
auch auf Reisen.

1-57

Mühsame und schmerzhafte Verdauung mit Aufstoßen, Krämpfen, Magendruck, Blähungen oder Übelkeit sind meistens die Folge einer Sekretionsstörung der Magendrüsen und der dadurch verursachten Entzündung der Magenschleimhäute. Diese gilt es also zu beheben. Vertrauen auch Sie auf den «Zellerbalsam», diesen seit bald 100 Jahren bewährten Helfer der Verdauungsorgane.
Die im «Zellerbalsam» enthaltenen Wirkstoffe aus balsamischen und medizinalen Heilpflanzen beruhigen die entzündeten Schleimhäute und normalisieren die Tätigkeit der Verdauungsdrüsen. Der «Zellerbalsam» ist ein wirklich erprobtes Heilmittel für den schmerzenden und entzündeten Magen. Ein paar Tropfen und Sie verdauen wieder mühelos, als ob nichts gewesen wäre.
Vorbei sind die schmerzhaften Verdauungen: Dank dem «Zellerbalsam» arbeitet Ihr Magen wieder normal, ohne Schmerzen. Der Appetit kehrt wieder und mit ihm die Tischfreuden und das Wohlbefinden. Lassen Sie sich durch einen Versuch überzeugen!

Verdauung gut, alles gut!

Ein Qualitätsprodukt von
Max Zeller Söhne AG, Romanshorn
Hersteller pharm. Produkte seit 1864

Flaschen à Fr. 1.—, 2.10, 4.— und 7.50 In allen Apotheken und Drogerien

Zellerbalsam nicht vergessen!

Jean Frost
Kreuzplatz 2 Tel. 24 42 33
Zürich 7
Spezial-Geschäft für Vorhänge
bei reicher Stoffauswahl

Unsere Frauen
trinken ihren Kaffee bei Hiltl im Vegetarischen Restaurant, Zürich 1 Sihlstr. 26/28
Ausgesuchte Menus nach Dr. Bircher-Benner. Diät- und Rohkostspeisen sorgfältig zubereitet. Eig. Konditorei. Behagl. Räume im Parterre und 1. Stock.

Berufstätige Frau
sucht 2—3-Zimmerwohnung (oder 1—2-Zimmerwohnung mit Büro) in **Zürich** (Wollishofen, Römerhof oder Seefeld).
Offerten unter Chiffre X 221 an Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 32.

MARUBA hat für alle, die eine trockene und spröde Haut haben, eine Überraschung: das neue MARUBA-Schaumbad «Ardisia» mit Lanolin Spezial. Sie werden begeistert sein, denn das Maruba-Lanolin-Schaumbad ist eine vollständige Schönheitsbehandlung, welche die Haut nährt, geschmeidig macht und köstlich parfümiert.

Neu: **Maruba** *Schaumbad Ardisia mit* **Lanolin** *Spezial*

NEU: Für trockene Haut: MARUBA-Ardisia, Flc. zu Fr. —.85 (für 2 Bäder); Fr. 4.05; Fr. 7.45; Fr. 16.50; Fr. 28.90 (ca. 120 Bäder) + Lux.

SA 129

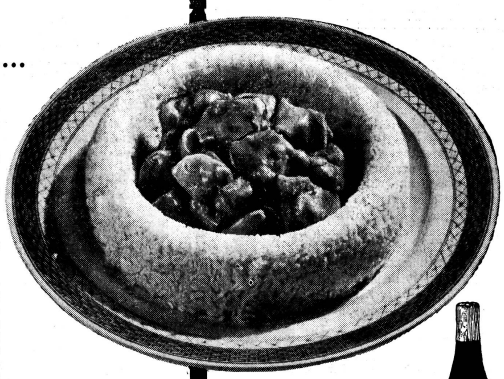
Es muss ein Stück vom Hammel sein...

Ja, und dann auf indische Art zubereitet mit dem feinen «SAIS 10%». Ein herrlicher Genuss... da kommt jeder auf seine Rechnung!

Hammelcurry à l'indienne (für 4 Personen)

800 g Hammelschulter u. -Brust (ohne Knochen)
1 Teelöffel Currypulver
1 Apfel
2 Esslöffel «SAIS 10%»
1 Zwiebel
2 Esslöffel Mehl
3 dl Bouillon
1 Teelöffel Zitronensaft
Rahm
Trockener Reis
Kokosnuss, feingerieben
Ketchup

Das Fleisch in Ragoûtstücke schneiden, mit Salz, Currypulver und dem geschälten, feingeschnittenen Apfel mischen. Kurz stehen lassen. Inzwischen die feingehackte Zwiebel im heissen «SAIS 10%» dünsten. Das Fleisch zugeben und mitdünsten (nicht braten!). Mehl darüber stäuben und mit Bouillon ablöschen. Zugedeckt ca. 1 Std. gardämpfen. Wenn nötig etwas Bouillon nachgiessen. Vor dem Anrichten die Sauce passieren, mit Zitronensaft und etwas Rahm verfeinern. Zum Hammelcurry trockenen Reis, Kokosnuss und Ketchup servieren.



E. Bachmann Hotel Rothaus, Luzern

Das goldgelbe SAIS-Oel mit dem zarten Nussgeschmack... immer frisch in der schwarzen Flasche!

Das beliebte feine «SAIS 10%»... immer frisch in der neuen Lichtschutz-Packung!

Bekannte Küchenchefs verwenden und empfehlen SAIS!

Ins Werbebudget 1958 gehört das

Schweizer Frauenblatt

die offizielle Saffa-Zeitung

Preisofferten durch die Inseratregie: RUCKSTUHL-ANNONCEN, Zürich 32, Forchstrasse 99, Telephon 051 / 32 76 98